P. o.germ.
278
hb-3

P. o. germ. 278 hb - 3 Döring, J.

<36620180400010

<36620180400010

Bayer. Staatsbibliothek

Die Geiselfahrt.

Eine Erzählung

aus

dem vierzehnten Jahrhundert.

Von

Georg Döring.

Dritter Theil.

Frankfurt am Main.

Gedruckt und verlegt von Johann David Sauerländer.

1833.

P. o. germ. 278 hb-3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Es ist der bescheidene Zweck der Erzählung, welche man auf den folgenden Blättern finden wird, die Erinnerung an einige der Gebräuche und Begebenheiten, welche den frühern Tagen unserer Geschichte eigenthümlich sind, zu erhalten und zu verbreiten.“

F. Cooper.

L

Erstes Kapitel.

Darein wird sich verschneiden,
Wer Gutes verachten will;
Wer Arme bringt in Leiden
Und schreitet über das Ziel.

Dem Freunde der Menschheit, der den Gang ihrer Bildung mit aufmerksamem Blicke verfolgt, kann es nicht verborgen bleiben, daß einzelne Epochen ihrer Geschichte sich durch eine Macht auszeichnen, welche die Gesammtmasse fortreißt, und welche man unter dem Namen des Geistes der Zeit anzuerkennen übereingekommen ist. Mag diese Gewalt sich nach einem Ziele des Irrthums, mag sie nach dem Heiligthum der Wahrheit sich bewegen: sie bleibt sich gleich stark; sie unterjocht die Gefühle der Menge,

während sie der Besonnenheit, dem Verstande oder auch der Sophisterei, den Ränken und dem offenen Widerstande der Einzelnen trotzt, keine Neutralität duldet, mit den Wogen ihres Stromes Alles umschließt, untergräbt, hinreißt oder vernichtet. Wie diese Macht sich in der Zeit erzeugt, so wird, wenn nicht der unsterbliche Odem der Wahrheit, der das Gesamtleben der Menschheit ihrer Vollkommenheit zuführt, ihr innen wohnt, auch die Zeit wiederum ihr Grab. Das einzelne Gute, was der Irrthum, ohne es zu erkennen, mit sich gebracht, sprießt aus diesem Grabe zu einer Blüthe auf, deren Früchte spätere Jahrhunderte genießen. Erhob sich nicht neben den rohen Kämpfen der Ritterzeit der erste Ton der deutschen Dichtkunst, der erfreulich, belebend und forschend bis auf unsre Zeit fortklingt? Brachten die Kreuzfahrer, die unter Peter dem Einsiedler, unter Gottfried von Bouillon und deren Nachfolgern nach dem heiligen Grabe zogen, nicht so manches Gut, so manche Erfindung, so manche Sitte aus dem Morgenlande mit zurück, welche die Prüfung der Zeit

ausgehalten und in zahllosen, verbessernden Umwandlungen auf uns gekommen sind? Die Spuren jener düstern Geiselfahrt, die in den verschiedenen Ländern unsers Welttheils sich über ein Jahrhundert erhielten, sind nicht mehr so deutlich erkennbar: doch dürfen wir wohl annehmen, daß theilweise die Geistlichkeit, zusammenbebend bei diesem Schrei der Völker, denen sie durch ihre unverholene Verderbtheit den Gedanken nothwendiger Selbsthülfe aufgedrängt, in einer Umgestaltung ihres sittlichen Lebens das Mittel gefunden habe, Vertrauen und Ansehn bei der Menge wiederzugewinnen. Auch mußte der Raubadel, der bisher kein Recht, als das des Schwerdtes und der Gewalt geehrt, vor dieser Macht des Volkes, die sich selbstständig entwickelte, stuzzig, die Fürsten und Obrigkeiten zum Nachdenken über diese Erscheinung bewogen werden, und endlich zu der Einsicht gelangen, den Zwang der Leibeigenschaft, so viel es in den beschränkten Ansichten jener Zeit lag, zu erleichtern, den vielen müßigen Händen eine Thätigkeit zu sichern, die durch den Eger'schen und Frankfurter Land-

frieden am Schlusse dieses Jahrhunderts, wodurch der Pflug, ebensogut wie Kirchen, Klöster und Kirchhöfe, geheiligt wurde, ein festes, der Raubsucht und Willkühr entgegenstehendes Recht erhielt.

Die orientalische Pest war ein Gast, der in jenen Zeiten, wo man der Vorsichtsmaßregeln so wenige und unpassende anwandte, sich alle zehn bis zwölf Jahre in Deutschland einstellte. Doch konnte sich Niemand erinnern, daß eine Seuche je so arg gewüthet habe, als diejenige, welche die Erscheinung der Geißler in Deutschland, einer Secte, welche sich schon im dreizehnten Jahrhunderte in Italien gebildet, herbeiführte. Das alte Mährchen von den Brunnenvergiftungen durch die Juden, das bereits bei ähnlichen Gelegenheiten der Wahn und die Raubsucht zu Markte gebracht, wurde wieder aufgefrischt, und niemals waren die Wirkungen dieser Beschuldigungen so schrecklich, als jetzt, wo die Macht der Seuche, wo alle Bewegungen und Zustände der Zeit lähmend und verwirrnd in jedes Verhältniß griffen, das Gesetz unthätig, das

Herkommen ungültig machten. Ein älterer Geschichtschreiber *) schildert jene Periode mit folgenden Worten: „Sonsten war diese Zeit ein trübseliger Zustand in der ganzen Christenheit wegen einer unerhört grausamen Pestilenz, welche, nachdem sie vorhero sich lange in Asia umhergetrieben, endlich auch in Europa kame und im nächstvorhergehenden Jahre (1348) einer dreijährigen Verwüstung den Anfang machte. Es wird geglaubt, daß damals kein Ort in der Welt gewesen, der von dieser Todessense verschont geblieben, welche sechs Jahre den ganzen Erdboden heimgesucht. — Papst Clemens hatte auf das 1350ste Jahr ein Jubeljahr ausgeschrieben, da denn eine Welt Volks nach Rom wallfahrtete, aber wegen des grausamen Sterbens unter tausend kaum zehn Menschen wieder nach Hause kamen. Man hat davor gehalten, von Zeit der Sündfluth habe der Tod niemals länger und reger auf Erden gewürgt. Es starb das dritte

*) Sigmund von Birken im Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich. Nürnberg 1668.

oder, wie andre wollen, das halbe Theil der Menschen. Es waren drei Plagen beisammen, „von denen die schlimmsten," die giftige Pest und das wilde Feuer, so die Leiber der Lebendigen und der Todten bis auf's Gebein verzehrte. — Es waren endlich die meisten Dörfer öde geworden, und lief das arme Vieh frei im Felde herum, weil niemand war, der sich dessen annahm. Die Ursache dieses Sterb's ward den Juden beigemessen, welche aus der Zwietracht zwischen Papst und Kaiser des Christenthums annahenden Untergang geschlossen und sich dannenhero wider die Christen verbunden, sie heimlich mit Gift hinzurichten. Es wurden etzliche in Helvetien um andrer Ursachen willen eingefangen, die unter Martern bekenneten, wie daß sie hätten Gift in die Brunnen geworfen. Es ward nachgeschauet, und als man das Gift gefunden, die That an andre Städte berichtet. Dannenhero wurden überall die Schöpfbrunnen beschlossen, die Eimer abgenommen und das Wasser aus den Cisternen, Weihern und Flüssen geholt. — Inzwischen erging eine grausame Ver-

folgung über die Juden und erhoben sich zu Straßburg, Basel auch in andern Städten große Aufrühre wider die Obrigkeit, die den Juden Schutz hielt. Zu Straßburg wurden ihrer achtzehnhundert, desgleichen zu Zürich eine große Anzahl auf ihrem Kirchhofe verbrannt. Zu Mainz wurden sie dermaßen geröstet, daß in St. Quintin's Kirchthurm eine herrliche Glocke und das Blei an Fenstern geschmolzen. Zu Basel führte man sie in eine Insel des Rheines, versperrte sie in ein hölzern Haus zusammen und steckte ihnen solches über den Köpfen an. Anderswo hat man sie in eben die Giftlücke, die man in den Brunnen gefunden, hineingesteckt, und also in's Wasser geworfen, ertränkt, erstochen, von Häusern gestürzt und sonst auf ersinnliche Weise niedergemacht und hingerichtet."

Diese unsinnige Anklage gegen die Juden hatte in der alten Reichsstadt, welche die Scene unsrer Darstellung ist, bis jetzt keinen Eingang finden können. Man haßte sie und höhnte ihrer, man suchte in Erniedrigungen aller Art einen Ersatz für die oft gebieterische Nothwendigkeit,

bei den kaiserlichen Kammerknechten um ein Darlehn anzusprechen, zu finden, während diese sich für jene herabwürdigende Begegnung durch wucherische Zinsen entschädigten; allein man mochte sich doch nicht gegen die Stimme der Vernunft, die jene Beschuldigung eben so lächerlich, wie verbrecherisch nannte, betäuben. Die Ankunft der Geißler, die Verwirrung, welche sie in alle geselligen Verhältnisse brachten, die Spannung der Gemüther, die das fanatische Treiben ergriff, die Sünden der Unmäßigkeit, denen sich das aufgeregte Volk hingab, räumten in furchtbarer Geschwindigkeit der Seuche wiederum eine Gewalt ein, die in wenigen Tagen eine bedeutende Anzahl von Opfern hinwegraffte. In allen Straßen ließ sich durch die Ruhe der Nacht das dumpfe Rollen der Leichenkarren vernehmen, der schauerliche Ruf der Todtenknechte: „Leichen heraus!“ das Stöhnen der Sterbenden, die plötzlich unter freiem Himmel von der Krankheit ergriffen wurden, denen Niemand zu nahen wagte, und die oft in wenigen Minuten unter den Qualen des wilden Feuers ihren Geist aufgaben.

Durch zahlreichere Umgänge suchten die Geiselfahrer den Zorn des Himmels zu versöhnen, ihre Büßungen wurden schrecklicher und beharrlicher, ihre Gesänge klagender, ihre Bekehrungen zahlreicher. Was bisher verwerflich und thöricht erschienen, dünkte dem Pöbel jetzt glaublich, und die Einflüsterungen der Geißler gegen die Juden gewannen unter diesen Umständen einen Einfluß, der nun auch hier, ebenso wie an andern Orten, die Beschuldigten mit Unheil und Verderben bedrohete.

In diesem Sturme gelang es nur Wenigen, sich besonnen, muthig und stark zu erhalten. Es waren entweder jene seltnere Gemüther, die, in Erfahrung, Kenntniß und Glauben gereift, die Regungen der Leidenschaften zu bezwingen wissen, oder jene gewöhnlicheren, die von der Natur mit einem unverwüstlichen Frohsinne begabt, jeder Besorgniß unzugänglich sind, nur dem Augenblicke leben und selbst auf verödeter Flur immer noch ein verstecktes Blümchen finden, an dem sie sich ergötzen. Zu den ersten dürfen wir unsern jungen Freund Salentin rechnen, der, seinem

Berufe getreu, von Krankenbett zu Krankenbett eilte und hier mit dem Tode um eine Beute kämpfte, welche diesem die menschliche Kunst nur selten zu entreißen vermochte. In seinem elterlichen Hause war seit jenem verhängnißvollen Abende, an dem das düstre Lied der Geißler zum erstenmale innerhalb der Ringmauern Frankfurts ertönte, Trauer und Leiden heimisch geworden. Der starke Sinn des Vaters schien durch die unerwartete Begegnung m t der einst geliebten Richardis von Falkenstein, die so gewaltthätig in sein friedliches Leben trat, gebrochen. Er hielt sich fortwährend in das innerste seiner Gemächer zurückgezogen; nur dem alten Leibdiener H artmuth wurde hier der Eingang gestattet. Von diesem erfuhr Salentin, daß Herr Hanns in seiner Schwermuth nur durch des Dieners dringende Bitten sich bewegen lasse, einige Nahrungsmittel zu genießen, daß er noch immer Niemand anders sehen wolle und oft, wie von einem mächtig aufkeimenden Gedanken hingerissen, laut ausrufe: „wie Noth thäte es mir jetzt um einen Freund, wie Mein-

rad gewesen!“ Nach Frau Gisela fragte er oft im Laufe des Tages und mit einer Äußerung von Zufriedenheit vernahm er, daß die Geißlerinnen sein Haus verlassen hätten. Als bedrohe die Anwesenheit dieser Leute ihn, die Seinigen und die Vaterstadt mit einem großen Unglücke: so lag es schwer und ahnungsvoll auf seiner Seele. Wenn Hartmuth von ihnen sprechen wollte, gebot er mit einem finstern Blicke dem Diener Stille. „Du berichtest mir nicht eher von diesen Unglückichen,“ fügte er hinzu, „als bis du mir ihren Abzug anzeigen kannst.“ Frau Gisela lebte ein trauriges Daseyn. Sie schwankte zwischen dem unseligen Wahne, der sie, zur Abbüßung vermeinter Sünden, in die düstere Bahn der Geißler drängen wollte, und der Mahnung ihrer Pflichten, als Gattin und Mutter, die sie zurückhielt. Sie weinte Tag und Nacht. Nicht die Sorgfalt und die liebevollen Vorstellungen Salentin's, nicht Reginen's treue Pflege und kindliche Bitten, nicht Imagina's ängstliche Thränen vermochten, den Frieden in ihrer Seele herzustellen. Das

harte Wort der Geißlerin, Gott habe ihr das Licht der Augen zur Strafe ihrer Sünden geraubt, war zu tief und schmerzlich in ihr Herz gedrungen. Wenn nun die alte theure Gewohnheit, die Macht der alten Liebe sie von jenen düstern Bußgedanken auf Augenblicke abzog, so blieb doch der peinigende Spruch Joffrieden's in ihr lebendig und sie betete verzweiflungsvoll zum Himmel, er möge sie mit einem Zeichen begnadigen, das ihre Zweifel entscheide, das sie belehre, ob der Herr ihr zürne, oder ob er in seiner Liebe ihr die Prüfung der Blindheit gesandt habe? In diesem Zustande wollte sich keine Veränderung ergeben und, wie jetzt die Verhältnisse walteten, war auch keine zu hoffen. Regina genügte mit Eifer und völliger Hingebung allen Forderungen, welche die schwere Zeit an sie stellte. Ihre jugendliche Kraft bedurfte nur weniger Zeit, um sich von dem Schreck, in den die stürmische Gewaltthat Galeazzo's sie versetzte, zu erholen. Von Salentin erfuhr sie, daß sie dem wunderbaren Mönche von der Ingelheimer Au ihre Rettung verdanke. Sie

fühlte sich von einer Neigung zu diesem seltsamen Unbekannten ergriffen, die tiefer in ihre Seele drang, als die bloße Empfindung einer gerechten Dankbarkeit. Dunkel lag es im Grunde ihres Herzens, als müsse Alles, was sie von diesem außerordentlichen Manne erfahren und erlebt, mit einemmale, wie ein lang verhülltes Räthsel, in eine erfreuliche, beglückende Lösung übergehn. Hatte er doch dem still geliebten Freunde ihres Herzens einst die hoffnungsreichsten Verheißungen gegeben, hatte er doch ihr selbst mit süßer Stimme, süße Worte zugeflüstert, die, wie seine Stimme, ihr wohlthaten und sie mit neuem Vertrauen erfüllten! Imagina theilte treulich, so viel es die Einsichten und Kräfte des kindischen Mädchens erlaubten, Reginen's Sorgen und Bemühungen. Ihr natürlicher heitrer Muth drängte sich oft erfreulich und tröstend unter der Last dieser ängstlichen Verhältnisse hervor. „Du wirst sehen," sagte sie dann zu der schwesterlichen Freundin, „daß noch Alles gut geht. Salentin hat es zu sehr um mich verdient, daß ihn die Mutter Got-

tes unter ihren besondern Schutz nimmt, und es kehrt auch in sein Leben die Freude wieder zurück und zu seinen Eltern das Glück und — wer weiß — ob nicht zu der guten sanften Frau Gisela auch mit dem Lichte des Geistes, das der Augen. Der Wunder, welche die heilige Mutter Gottes übt, sind unzählige und für sie ist es eine Kleinigkeit, mit dem Hauche ihres Himmelsodems die blinden Augen der edlen Frau heilend zu berühren. Dann sieht sie den Sohn, herangewachsen zum stattlichen Manne, dann sieht sie dich mit dem Lilien- und Rosenangesichte, mit deiner Schönheit, die den Sohn erfreuet, wieder und von selbst kommt ihr der Gedanke, daß Ihr ein Paar seyd, das ganz für einander paßt.“ Regina verschloß der freundlichen Schwätzerin den Mund mit der Hand, aber ihre Rede war doch, wie ein wärmender, belebender Sonnenstrahl, in ihr Herz gedrungen. Sie bedurfte solcher wohlthätigen Ermunterungen. Neben der Pflege der bedauernswürdigen Hausfrau, lag auch alle Sorge für das Hauswesen auf ihr. Das neugeworbene

Gesinde zeigte weniger guten Willen; man mußte zufrieden seyn, in dieser Bedrängniß eine Unterstützung zu den gröbsten Arbeiten zu haben und übersah selbst einige bedeutende Veruntreuungen, welche sich Knecht, wie Magd zu Schulden kommen lassen. Seit einigen Tagen aber bemerkte besonders Imagina eine vortheilhafte Veränderung in dem Benehmen der beiden Lohndiener. Sie zeigten ihr eine Gefälligkeit, eine Dienstbeflissenheit und Freundlichkeit, die das unerfahrene Mädchen, ohne die listigen, lauernden Blicke, womit der Knecht ihre Schritte hütete, zu bemerken, einer erwachenden Reue, einem endlich sich geltend machenden Pflichtgefühle zuschrieb.

Indessen war Salentin am Sterbebette der Pestkranken oft mit einem Mönche aus dem Orden der grauen Büßenden zusammengetroffen, dessen Gestalt, dessen Auge ihn an seinen Freund von der Ingelheimer Au erinnerte. Viele Priester scheueten sich, die Wohnungen der von der Seuche Befallenenen zu betreten; allein dieser Mönch, nicht einmal mit den Versicherungsmitteln gerüstet, kam ungerufen an's Lager der

Kranken, hörte ihre Beichte, versah sie mit den heiligen Sakramenten. So lange Salentin sich im Krankengemache befand, sprach er nicht; verlangte aber der Sterbende nach ihm, so wieß er den Arzt mit einem Winke seiner Hand hinaus, dem dieser, um nicht die Beichte, die Absolution des Todkranken zu verschieben oder gar unmöglich zu machen, nicht zu widerstehen wagte. Als er ihm zuerst bei einer dieser traurigen Veranlassungen begegnete, hatte er den Mönch, als einen Bekannten, angeredet. Der Mönch machte eine verneinende Bewegung, schien für Alles, was Salentin sprach, keine Aufmerksamkeit zu haben, bis dieser einmal den Namen seiner Pflegeschwester nannte, bei dem der Brust des Büßenden, indem er sich abwandte, ein tiefer Seufzer entstieg. Dennoch mußte Salentin, bei dem fortgesetzten fremdartigen Benehmen des Mönchs, an seiner frühern Vermuthung irre werden. Gab es doch der büßenden Mönche, welche nach der strengen Regel ihres Ordens, das Gesicht verborgen trugen und ein freiwilliges Gelübde des Schweigens in weltlichen Din-

gen beobachteten, viele in der großen Stadt; konnte er doch nicht einmal mit voller Überzeugung annehmen, daß es immer ein und derselbe büßende Klosterbruder sey, den der Muth des Glaubens, die Kraft einer gottgefälligen Pflichterfüllung in die Wohnungen der Verpesteten führte! Ein Wort aus dem Munde des Mannes hätte Alles entschieden, aber Gestalt und Auge konnten täuschen, eine innere Stimme, die für jene Vermuthung sprach, konnte irre leiten.

Aber einen andern Freund, dessen er unter den verwirrenden Begebenheiten dieser Tage ganz vergessen, fand er auch an den Sterbelagern der Pestkranken wieder. Es war Pater Clarus Trockenbrod, der weder in Antlitz noch Gestalt abgenommen hatte, den die tief eingewohnte Heiterkeit selbst unter Sterbenden und Todten nicht verlassen zu wollen schien.

„Salve, Salentine!" rief er dem jungen Manne zu, als er ihm zum erstenmale unter der Thüre eines Hauses, in das die Seuche ihre Verheerungen getragen, begegnete. „Es ist wunderlich, daß die garstige Pest das Band seyn

muß, welches uns schon einmal zu einem gemeinsamen Werke verknüpfte und jetzt wieder zusammenführt. Aber jeder schafft hier auf seinem Wege, du, so viel du vermagst, für die Erde, ich ebenso für den Himmel. Wir müssen die Zeit nehmen, wie Gott und seine Heiligen sie geben. Nur den Muth frisch erhalten, Salentin, und auf die bittre Stunde voll Elend und Sterbjammer eine süße voll lustiger Dinge und fröhlichen Lebensgenusses gesetzt! Das Gute hilft das Böse ertragen und auf Leid reimt sich und schmeckt Freud' am besten. Sanct Franciscus steht mir zur Seite, daß mir die Pest nichts anhaben kann und wenn Eure Pröpste und Domherrn dasselbe Vertrauen auf ihren Patron hätten, wie ich auf den meinigen, so würden sie ihre Beichtkinder nicht treulos verlassen, sich nicht in ihre geheimsten Zimmer verkriechen und den Pestteufel mit Räucherungen und Beschwörungen abhalten wollen. Ich denke, Gott hat einem armen Terminläufer das Ziel seiner mühevollen Wanderschaft nach seiner Weisheit bestimmt, und bis dahin beharre ich in seinem

Dienste und lasse mir meine Freud' an Speis' und Trank durch keine Furcht und keine Sterbgedanken verkümmern."

Wenn Pater Clarus auch nicht geeignet war, durch die Würde seiner Person einen erhebenden Eindruck auf die Kranken und Sterbenden zu machen, jene Begeistrung aus der Tiefe der Seele zu beschwören, die den Sterbenden den offenen Himmel erblicken läßt; so erleichterte er doch durch seine Gemüthlichkeit, durch das herzliche seiner Zusprache Manchem, den noch viele liebe Bande an das Leben fesselten, die schmerzliche Stunde des Scheidens. Er zeigte eine unermüdliche Beharrlichkeit in diesem Liebeswerke und wenn die ernste Stunde vorüber war, so konnte er, ohne durch eine widrige Mahnung gestört zu werden, sich wieder ganz dem Geiste der Schalkheit und der Lebensluft, der ihm innen wohnte, überlassen.

Wir müssen, nachdem uns die Verhältnisse unsrer Geschichte genöthigt, einen Blick auf diese Scenen des öffentlichen und häuslichen Lebens zu werfen, den Leser bitten, uns in das Studir-

zimmer des jüdischen Arztes und Rabbiners Manasse Ben Aher zu begleiten. Wir betreten das Gemach im Zwielichte der einbrechenden Abenddämmerung; allein sowohl dieses, wie der Schein einer oft aufflammenden Kohlengluth im Kamin, auf der in einem kupfernen Gefäße eine grünliche, seltsam gährende Mischung kocht, gestatten uns die wunderlichen Gegenstände, welche hier theils zur Zierde, theils zum Gebrauch aufbewahrt sind, zu erkennen. Von der Decke schwebt bis ungefähr zur halben Höhe des Zimmers ein ausgestopftes Crocodill herab, dessen Haut Manasse von einem aus Jerusalem über Egypten heimkehrenden Pilger um mäßigen Preis erhandelt. Die eiserne Kette, die es hält, wäre stark genug, einen Elephanten zu tragen, aber dennoch versäumt der Rabbi nie, ein hebräisches Schutzsprüchlein vor sich hinzumurmeln, wenn ihn sein Weg unter dem Crocodill hinführt, und sein Auge hütet sorglich den Punkt, wo die Kette eingefügt ist, damit er, wenn etwa das Thier herabzustürzen drohe, sich durch einen raschen Sprung zur Seite retten könne. Einen man-

nichfaltigen Anblick bieten die Gläser von verschiedener Größe, die wir auf den langen, schmalen, an den Wänden hinlaufenden Tischen bemerken. Hier zeigen sich, in Spiritus gegen die Zerstörung der Zeit bewahrt, mehrere kleine Eidechsen, Seespinnen, Schlangen und andre wunderliche Thiergestalten, vor denen der Pöbelwahn jener Zeit sich entsetzte, indem er ihnen zugleich zauberische Kräfte beilegte. Aus den vier Ecken des Gemaches grinsen uns vier Skelette mit ihren Todtenhäuptern an. Diese dünnen, langen Knochen, diese unverhältnißmäßig breiten Schädel haben keinem menschlichen Wesen angehört. Es sind die Gerippe einiger Affen, die Manasse mit der Erbschaft seines Lehrers in der Kabbala und Nekromantie erhalten. Damals erlaubte der allgemein herrschende Aberglauben den Ärzten noch nicht, ihre Kunst durch Erfahrungen, welche sie aus der Zergliederung menschlicher Leichname schöpften, zu bereichern und zu vervollkommnen. Sie mußten sich mit Thieren begnügen, wobei sie freilich durch eine unsichere Vergleichung nur zu sehr mangelhaften

Resultaten gelangen konnten. Manasse aber hatte diese Skelette auch nicht zu seiner Belehrung aufgestellt. Sie sollten diejenigen, welche sich seines ärztlichen Rathes in seiner Wohnung bedienten, mit Furcht und Scheu erfüllen; sie sollten mit den übrigen Ausschmückungen des Zimmers den Nimbus einer Gelehrsamkeit, den Schein einer geheimnißvollen, übernatürlichen Macht, worin der Rabbi sich zu hüllen für nöthig hielt, bilden. Er vertraute viel auf die Macht solcher abergläubischen Eindrücke und war ihr zugleich selbst unterworfen. Was er durch die Mischung kräftiger, erhitzender, betäubender, oder verwirrender Kräutersäfte bewirkte, das schrieb er andern oft ekelhaften und gräßlichen Zusätzen, Beschwörungsformeln, geheimnißvollen Worten und kabbalistischen Zeichen zu. So waren auch die Wände seines Gemachs mit Pergamenttafeln bedeckt, die Sprüche aus dem Talmud, Sentenzen berühmter Rabbiner enthielten, welche diese oder jene wunderbare Eigenschaft besitzen sollten. Getrocknete Kräuter lagen allenthalben zwischen den Spiritusgläsern, deren wir

schon gedachten, umher: Krüge, Büchsen und Flaschen mit Arzneien zeigten sich auf dem Gesims, das oben an den Wänden herlief.

Auf alle diese, mit dem Eigensinne eines alten Mannes, in ihrer altherkömmlichen Ordnung erhaltenen Gegenstände warf die Dämmerung, welche durch zwei schmale Fenster einbrach, ein schwaches, der Feuerschein aus dem Kamin ein seltsames Licht. Oft versanken die wunderlichen Gestalten des Crocodills und der Skelette in völlige Dunkelheit, dann tauchten sie, von dem aufflammenden Lichte der Kohlengluth getroffen, plötzlich wieder empor, schienen in dieser unsichern Beleuchtung sich zu bewegen, lebendig zu werden, ihre Stellen verlassen und den Muth des einzelnen Mannes, der sich in dem Zimmer befand, einer harten Prüfung unterwerfen zu wollen.

Dieser Mann aber schien sich wenig um das, was das Gemach enthielt, zu kümmern. Er stand an einem der Fenster und blickte unverwandt und mit angestrengter Aufmerksamkeit auf die niedern Dächer eines Nachbarhauses, die nahe bis an die Wohnung des Rabbiners reich-

ten und von dieser nur durch einen schmalen Hofgang getrennt wurden. Manasse haus'te in dem hintern Bau der Synagoge und jene Gebäulichkeiten, auf denen der forschende Blick des Mannes ruhete, gehörten zu dem weiträumigen Hause des kaiserlichen Vogts, Herrn Hanns vom Rhein. Der Mann, von dem wir sprechen, konnte nicht mit dem hochbejahrten Besitzer der Wohnung verwechselt werden. Seine Gestalt war um einen Kopf höher, als die des Rabbiners, seine Bewegungen zeigten sich nicht so scharf, rasch und bestimmt, sondern nachlässig, ohne leidenschaftlichen Ausdruck, sogar oft mit der Gleichgültigkeit eines Lebensmüden. Sonst gab sein ganzes Äußere den Nachkommen Abraham's zu erkennen: die bezeichnungsvolle Mütze deckte sein Haupt, schwarze buschichte Augenbrauen traten unter ihr hervor, und ein Bart von ungewöhnlicher Ausdehnung und Länge verbarg den größten Theil des Angesichts. Sein Anzug war bescheiden und ließ vermuthen, daß er dem Rabbi theils als Gehülfe, theils als Knecht diene. Von Zeit zu Zeit verließ er sei-

nen Standpunkt am Fenster, um die Kohlengluth zu schauen und das Gebräu, das auf ihr broddelte, vor dem Überkochen zu bewahren.

Er hatte, von dieser Beschäftigung zurückkehrend, eben wieder seinen frühern Platz eingenommen, als sich die Thüre des Zimmers öffnete und mit leisen, unhörbaren Schritten der Rabbi eintrat. Manasse hielt eine Leuchte in der Hand, er trug noch den weiten Anzug von Wachsleinwand, in dem er die Pestkranken, die sich seiner bedienten, besuchte. Ein forschender Blick, den er rasch im ganzen Zimmer umherschweifen ließ, zeigte ihm den Mann am Fenster.

„Melach," rief er diesem, der sich auf den Ruf rasch umwandte, zu, „was vertrödelst du die Zeit mit unnützer Ausschau nach dem Hause des Goi, warum sitzest du nicht, wie es einem getreuen Meschores, der seines Herrn Gebote ehrt, geziemt, am Feuer und schürst mir die Gluth und hütest die kostbare Arznei? Bei'm Leben der Propheten, wenn die Gluth nur einmal erloschen, wenn nur ein Tropfen von dem

wunderbaren Tranke verloren und das Werk so vieler Tage und Nächte durch deine Liederlichkeit verdorben ist, so beschwöre ich die Pest in dein Gebein und du sollst verschwarzen, wie ein Hund von Goi, der nicht zu Manasse Ben Aher seine Zuflucht genommen."

„Ich will nicht kommen in Abrahams Schooß," antwortete der Gehülfe, indem er den gestrengen Meister süßlich anlächelte, „wenn ich nur eine Spur von Asche auf der Gluth geduldet habe, wenn nur eines Senfkorns an Gewicht von dem Tranke verschüttet worden ist! Aber der Dunst, den er ausströmt, ist betäubend und versetzt mir den Odem. Deshalb fandet ihr mich am Fenster. Er wollte mir die Kehle zuschnüren und ich mußte frische Luft schöpfen."

„Du dientest bei Rabbi Naphtali in Straßburg und bist daran noch nicht gewöhnt?" versetzte ruhiger Manasse, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das broddelnde Gebräu sich im erwünschten Zustande befand. „Freilich mag auch Rabbi Naphtali nicht die Gelehrsamkeit besessen haben, nicht ein Baal Schem

gewesen seyn, wie Rabbi Manasse, sonst hätte er die Flammengluth, in welcher so viele Kinder Israels verderben mußten, mit siebenmal siebenzehn Worten besprochen oder den Mogen David auf ein Pergamentblatt oder einen Stein geschrieben und hineingeworfen, so daß sie wäre verlöscht im Augenblicke, und die auserwählten Gläubigen von kühlenden Lüften des Paradieses wären umfächelt worden. Gehe, Melach, und hänge den Pestmantel, die Larve und die Mütze auf in der Rauchkammer! Öffne die Fenster und laß die frische Nachtluft scharf hindurchziehn. Kehre dann wieder, um meine weitern Befehle zu vernehmen, wenn mir bis dahin noch etwas Nothwendiges einfällt."

Der Diener näherte sich langsam und zögernd, um die Pestkleider, deren sich indessen Manasse entledigt hatte, in Empfang zu nehmen. Er konnte eine lebhafte Bewegung des Abscheu's nicht verbergen, als seine Hand das Gewand berührte.

„Was fürchtest du dich noch?" fuhr ihn heftig der Rabbi an. „Habe ich dir nicht gestern,

als du in meinen Dienst tratest, den Talisman mit dem Siegel vom Könige Salomonis, der dich gegen Pestilenz und alle Krankheit bewahrt, mit eigener Hand umgehängt? Habe ich dich nicht gelehrt das heilige Wort Schemhamphorasch, das jegliche Gefahr von demjenigen abwendet, der es ausspricht oder für den es gesprochen wird? Als Ischbi, der Bruder des Goliath, von Rachsucht ergriffen, den David in die Luft warf, um ihn mit seinem Spiese aufzufangen, da sprach Abisai, der Meister, das Schemhamphorasch und David blieb, gehalten durch die Gewalt des Wortes, schwebend in freier Luft, bis die Gefahr vorüber war, und der Meister durch eben das Wort ihn dann sänftiglich zur Erde niederließ. Der Gott unsrer Väter läßt seine Engel walten über unser Volk und vergönnt uns, sie zu beschwören in der Zeit der Noth; die Gojim aber sind den Teufeln verfallen und der schlimmste von diesen, der Pestteufel, tilgt sie jetzt von der Erde. Du wirst sehn, das Reich des falschen Messias —“ hier spie er aus — „geht nun zu Ende und der

Messias, den wir erwarten und erbitten, kommt, angethan mit Purpur, die goldne Krone mit Edelsteinen auf dem Haupte, den Scepter, aus einem einzigen Demant gemacht, in der Hand. Dem auserwählten Volke gehört dann die Welt, der Messias vertheilt die Schätze der Gojim unter die Kinder Abraham's und Jacob's, er bringt uns ewigen Frieden und Unsterblichkeit und das Gedächtniß der Gojim verweht von der Erde, wie ein dürres Blatt, das der Sturm mitnimmt."

„Meister," versetzte der Gehülfe, „Ihr wollt das Verderben der Gojim und stehet ihnen doch bei durch Euren Rath, durch Eure Heiltränke und Salben! Ihr sucht diejenigen zu erhalten, denen Ihr flucht: das versteh' ich nicht."

„Der Herr hat sie gegeben in meine Hand," erwiederte in einem seltsamen, zweideutigen Tone der Alte, „und Manasse's Beistand führt nicht immer zum Leben. Soll ich verschmähen den Lohn, damit ihn ein Hund von Goi verdiene oder daß der patrizische Doctor Salentin die Kunst, deren Studium ein groß Stück Geld kostet, als Almosen verschenke? Ein böser Engel

blase ihn an mit seinem Odem und verwirre den Verstand des Großmuthsaffen! Ein Glück, daß der Reiche ihm eben darum nicht vertraut, weil er nichts nimmt. Für nichts, gibt's nichts, sagt das Sprüchwort, und weil Rabbi Manasse Ben Aher sich gut bezahlen läßt, so meint auch Jedermann, sein Rath, seine Salben und Tränken seyen die besten. Melach, warum sollte ich den erlaubten Vortheil von mir stoßen, da ich, der einzelne, doch nicht vermag aufzuhalten den Strom des Verderbens, der auf die Gojim einbricht? Sie werden unter ihm begraben werden, wie die Egypter im rothen Meere, das dem Worte Mosis gehorchte; ihr Reich wird untergehn, wie das der Nebukadnezer, und was sie besitzen, was sie geraubt haben unsern Vorfahren, ihre Häuser, Gärten und Äcker, ihr Gold, ihr Silber, ihre Edelsteine, das fällt wieder an uns, als ein gerechtes Erbe. Melach, ich nehme mir voraus, was mir doch sicher ist. Wenn der Goi auf dem Pestlager, verlassen von seinen Freunden und Verwandten, mit dem Tode ringt, wenn er in dieser Verlassenheit ganz

dem Willen Manasse's heimgefallen ist, wer verwehrt mir dann, den Würgengel Schamir zu beschwören, daß er den Qualen des Sterbenden eher ein Ende mache, als es die Krankheit thun würde; wer hält mich zurück, die Kisten und Schränke des Todten, seine Kleidungsstücke zu untersuchen, ob sie nicht Etwas von dem Raube an unsern Vätern enthalten, das mir von Rechtswegen gebührt? Jetzt gehe, Melach, und thu', wie ich dir geboten! Wenn wir auch vertrauen dürfen auf die Kraft des heiligen Worts, auf den Talisman Salomonis, so müssen wir doch die Vorsicht nicht verschmähen, zu der der Herr, unser Gott, den Verstand in uns gelegt."

Der Diener öffnete eine schmale Thüre, die, kaum sichtbar, in dem Getäfel der Wand angebracht war. Hier führte eine Leiter zu einem obern Raume, durch den sich der Rauch aus dem Kamine, ehe er von der freien Luft aufgenommen wurde, zog. Während er beschäftigt war, die Kleidungsstücke Manasse's dem Rauche und dem Luftzuge auszusetzen, trat der Rabbi zu dem schäumenden Kessel, rührte die darin

enthaltene Masse mit einem beinernen Spatel um und sprach wohlgefällig zu sich selbst:

„Der neue Meschores hat ein wachsames Auge auf die Arbeit gehabt, und ich glaube, eine gute Erwerbung an ihm gemacht zu haben. Bei der Weisheit Jacob's, die dem Esau die Erstgeburt mit einem Linsengerichte abgewann, das wird ein kräftiger Trank, und auch ohne das Blut vom Kinde des Goi möchten einige Tropfen hinreichen, dem Doctor Patricier, sammt seiner wohlfeilen Menschenfreundlichkeit, das Handwerk zu legen und seinen Witz in Thorheit zu verwandeln. Aber Cheyle's Edelsteine, Cheyle's Gold? Nein, nein! Das Werk soll ganz gethan werden, das Blut muß ihm den Zauber, der Teufel der Verliebtheit, den ich hinein beschwöre, die Gewalt geben. Heut um Mitternacht wird's vollbracht und morgen ist der Doctor Salentin der Sklav der Cheyle, lebt nur von ihrem Odem, von ihrem Blick, von ihrem Worte."

Er trat zu einem Schrein in der Mauer und schloß ihn auf. Bei'm Lichte einer großen Doppellampe, die der Diener gleich nach dem Ein-

tritte des Rabbiners angezündet, glänzten ihm hier mehrere schneidende, stählerne Instrumente entgegen, von denen er ein kleines zweischneidiges Messer wählte, dessen Schärfe er an dem Wollenhaare seines Kleides prüfte.

„Die Kreatur soll nicht lange leiden;“ setzte er sein Selbstgespräch fort. „Dieses Messerlein zerschneidet rasch die Halsader und es wird dann mehr Blut geben, als nöthig. Auf die alte Josebeth kann ich mich verlassen, sie lebt in einem Abscheu vor den Gojim, wie vor der Pestilenz selbst, und wenn Alles gethan ist, so trägt sie den Leichnam in den Fluß. Zwanzig Pfund Steine mit in den Sack gethan, und weder ein Ärmlein, noch ein Beinlein kommt wieder zum Vorschein: die Fische halten einen lustigen Schmaus, Cheyle hat ihren Willen, der Goi den Liebesteufel und Manasse seinen Lohn.“

Mit einem widerlichen Lächeln näherte er sich der Lampe und wetzte das Messer auf dem ledernen Überzug seines Rockermels. Von Zeit zu Zeit unterbrach er diese Arbeit und seine lauschende Gebehrde ließ vermuthen, daß er einen

Besuch erwarte, dessen Zögerung ihn mit Ungeduld erfüllte. Über dieser Beschäftigung und diesem Lauschen traf ihn der zurückkehrende Diener, der die schmale, zu der Rauchkammer führende Thüre nur leicht anlehnte und einige rasche, scharfe Blicke auf die Hand des Rabbi und das schneidende Werkzeug in dieser warf.

„Ich bedarf deiner nicht mehr, Melach," sagte Manasse, „und du kannst dich zur Ruhe begeben. Sollte ich morgen zur gewohnten Stunde dir nicht rufen, so versäume nicht mich zeitig zum Gebete zu wecken; mein Geschäft hält mich vielleicht bis nach Mitternacht gefesselt, dann könnte die Müdigkeit mich übermannen und ich dürfte lässig erfunden werden im Dienste des Herrn, unsres Gottes. Begib dich auf dein Kämmerlein, mein Sohn! Solltest du ein Geräusch vernehmen, so laß dich das in deiner Ruhe nicht stören. Vielleicht kommt noch Ruben Schewa, mich zu besuchen, und Josebeth wird ihn dann einlassen."

Während Manasse seinen Diener beurlaubte, beugte er sich zu dem broddelnden Kessel

nieder und untersuchte den Zustand seines Inhalts. Diesen Augenblick benutzte der Diener, um einen Streich auszuführen, dem irgend ein Plan, seinen Meister im Verborgenen zu beobachten oder eine seiner Unternehmungen zu vereiteln, zum Grunde liegen mußte. Er öffnete geräuschvoll die nach Außen führende Thüre, er stellte sich, als gehe er hinaus, schloß sie aber wieder, ohne das Zimmer zu verlassen, schlich nun rasch und unhörbar durch die schmale Pforte, welche zu der Leiter der Rauchkammer führte, und hielt sich hinter dieser dünnen Scheidewand, eines Ereignisses harrend, das seinen ganzen Muth, seine ganze Geistesgegenwart in Anspruch nahm, verborgen. Manasse hatte nichts bemerkt. Er glaubte sich allein, er richtete sich empor, legte das scharfgeschliffene Messer zur Seite und verschloß dann sorgfältig das noch offen stehende Fenster. Indem er die Ärmel seines Oberkleides aufstülpte und eine Schürze, auf der sich mehrere dunkle Flecken, wie Blutspuren zeigten, umlegte, glich er vollkommen einem Schlächter, der bereit ist, irgend ein Thier abzuschlachten.

Er ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Oft trat er an die Ausgangsthüre und lauschte, aber noch verrieth nichts die Annäherung des Besuchs, den er erwartete, Alles war still und mit vermehrter Ungeduld begann er auf's Neue seine Wanderung durch das Gemach.

„Sollte das Werk mißlingen oder gar verrathen seyn!" brach er endlich im unwillkührlichen Selbstgespräch aus. „Sollte Cheyle in unbesonnener Leidenschaft schlecht gewählt haben ihre Leute, wäre sie vielleicht thöricht genug gewesen, die Gojim zu bezahlen vor der That, die dann mit dem Lohne im Sacke sie angegeben bei der Obrigkeit? Wehe, wehe, wenn es also geschehen! Aber ich weiß von nichts, Niemand kann zeugen gegen mich, und Cheyle mag büßen ihre Dummheit und ihr sündiges Verlangen nach dem Goi auf dem Scheiterhaufen oder in den Wellen des Stroms. Wer hat Rabbi Manasse mit Cheyle belauscht auf der Begräbnißstätte der Vorfahren? Die Todten sprechen nicht und keine sterbliche Kreatur war zugegen. Ich kann ruhig seyn, ich kann Alles in Frieden

erwarten, ich bin ein unschuldiger Mann, der seine Kräuter kocht zu heilen die kranken Gojim."

Er brachte diese Beruhigungsgründe gegen sich selbst mit einem Eifer vor, der die Größe seiner Furcht bewies. Sie wirkten auch wenig. Der Ausdruck seiner Züge wurde immer ängstlicher, die Schritte, mit denen er das Zimmer maß, verdoppelten sich und Alles zeigte an, daß er sich in dem Zustande eines Menschen befand, der unter peinigenden Erwartungen und Zweifeln leidet. Da klopfte es plötzlich leise an die Thüre. Sein Antlitz verrieth die größte Spannung, er eilte zu öffnen.

„Sie kommen! Sie bringen das Kind des verruchten Volkes;" sprach eine schnarrende Weiberstimme und in der halbgeöffneten Thüre erschien das widrige Angesicht der alten Hausmagd Josebeth. „Das Opfer ist gerüstet und in Eure Hand gegeben, Meister! Starke Banden umschlingen seine Glieder, die Zunge ist gelähmt durch einen Knebel und Ihr braucht nicht zu fürchten, daß es Euch das Werk erschwere durch Widerstand oder Gekreisch."

Jetzt trat Josebeth herein und ihr folgten mit schweren Tritten, jene neugeworbene Diener des Herrn vom Rhein, der Knecht und die Hausmagd, die, den blendenden Lockungen Cheyle's Gehör gebend, sich zu Werkzeugen des verruchtesten Planes geliehen hatten. Sie trugen die schmerzlich stöhnende Imagina, sie legten auf einen Wink Manasse's ihre Last zur Erde und entfernten sich wieder ebenso stumm, wie sie gekommen waren.

„Cheyle ist selbst unten, um ihnen den Lohn zu zahlen, wenn sie herabkommen;“ sagte Josebeth. „Da werfen sie uns immer den Schacher vor, diese Gojim, und sie selbst thun um's Geld, was kein Jud thäte, sie verschachern Blut und Leben ihrer eigenen Glaubensgenossen.“

Sie nahm die Lampe vom Tische, näherte sich der gebundenen Imagina und setzte, ihr in's Gesicht leuchtend, ihre Rede fort:

„Bei den sieben Plagen Egytens, es ist ein reines, unschuldiges Blut, das Ihr da abzapfen werdet! Schimmert's doch lieblich, wie die Farbe der Rose von Jericho, durch die zarte Haut,

hebt es doch selbst in so beängstigender Stunde die Brust im regelmäßigen Schlag! Wie hell die Äuglein blicken! Fürchte dich nicht, Tochter des Goi. Es ist ein kurzer Schmerz, nur ein Augenblick des Zusammenschreckens — dann kommt die Ruhe, dann schläfst du süß und sanft und dich erweckt nichts mehr in's verkehrte Treiben der Welt. Tausende von unsern Leuten, Greise, Männer, Weiber und Kinder sind hingeopfert worden unter langsamen Qualen, unter Feuerpein und Folterschmerz, durch die Gojim; du aber sollst nicht empfinden die Rache des erwählten Volks: wie die Kehle der Taube mit raschem Schnitte durchschnitten wird, wie sie noch einmal emporzuckt mit dem Köpflein, um es dann auf immer sinken zu lassen, so wird es auch dir ergehn; denn des Rabbi Hand ist gewandt und sicher, sein Messer trifft, wie der Blitz des Gottes Israel, und wenn dein reines Blut rinnt in die Schale von orientalischem Achat, welche die Beschwörung des Meisters zu diesem Dienste vorbereitet, so schläfst du schon süß und fest und dich erweckt nichts mehr."

Manasse hatte das blinkende Messer ergriffen und warf einen finstern, bedeutungsvollen Blick auf sein Opfer. Imagina drängte vergebens an ihren Banden, umsonst suchte sie ihre Stimme zu erheben, um durch Bitten und Flehen den nahenden Mörder zu erweichen. Ihre Glieder waren so fest zusammengeschnürt, daß die heftigsten Anstrengungen sich auch nicht durch die geringste Bewegung verrathen konnten, jeder Laut, den sie auszustoßen versuchte, wurde durch den Knebel zurückgedrängt und ließ sich nur als ein ängstliches, schmerzliches Stöhnen vernehmen.

Da wurde es plötzlich unten im Hause laut. Man hörte heftige, streitende Stimmen, Verwünschungen und Drohungen. Der Rabbi stand bestürzt, Josebeth eilte hinab. Nach einigen Augenblicken kehrte sie zurück und berichtete, die treulosen Gojim, welche das Kind hierher gebracht, verlangten jetzt das Doppelte der von Cheyle ihnen zugesicherten Belohnung; Cheyle aber habe sich nicht auf eine so große Summe

geschickt und ersuche nun den Meister, das Fehlenge darleiheweise zu ergänzen.

„Die Teufel sollen es ihnen an der Seele abzwacken, den betrügerischen Hunden!“ rief sich heftig ereifernd Manasse. „Aber wir müssen sie beschwichtigen, daß sie nicht bellen. Nimm hier den Schlüssel zu meinem Schlafgemach, Josebeth! Bring mir aus der Truhe, die du wohl kennst, den ledernen Säckel mit alten Turnosen, den mir Ahab, mein Bruder, mit auf die Wanderung gegeben, als ich vor sechzig Jahren auszog aus dem Hause meiner Väter zu Krakau. Ich selbst gehe indessen hinab, um den Hunden das Lästermaul zu stopfen. Eile, Josebebeth! Es wäre schlimm, wenn der Lärm die Nachbarn rege machte.“

Beide verließen mit raschen Schritten das Zimmer. Manasse verschloß und verriegelte es von Außen, überzeugt, daß jeder Befreiungsversuch des unglücklichen Opfers, das er zu einem gräulichen Zwecke dem Tode geweiht hatte, nun vergeblich seyn würde.

Aus dem Munde der entsetzlichen Josebeth

hatte Imagina das Schicksal vernommen, das sie erwartete. Ihre Seele rang zwischen Furcht und Hoffnung. So verzweiflungsvoll ihre Lage schien, so konnte sie noch immer ihr Vertrauen auf den Beistand, auf die Hülfe der heiligen Jungfrau, zu der sie ihr inbrünstiges Gebet richtete, nicht aufgeben. Wie viele Beispiele hatten ihr nicht die Erzählungen ihrer frommen seligen Mutter von wunderbarer Befreiung christlicher Märtyrer in der höchsten Noth, von Errettungen aus der schrecklichsten Gefahr, durch die Macht der Himmelskönigin, vorgeführt!

„Löse diese Banden, heilige Jungfrau,“ betete sie aus der Tiefe ihrer Seele, „nimm dich des armen Kindes an, das sich in seiner Todesangst an dich wendet! Vor dem Odem deines Mundes versinken diese Mauern, ein Wink von dir sendet deine Engel, daß sie mich sanft und unverletzt zu denen zurücktragen, deren Liebe die Waise freundlich aufnahm und wie eine Tochter hält. Du erhörtest mein Gebet, als ich, verlassen von aller Welt, nur auf dich hoffend, an

den Leichen der Eltern stand, als die Entbehrung, als das Grauen mich zu vernichten drohete. Laß mich nicht damals Rettung gefunden haben, um jetzt schrecklicher unterzugehn. Erhöre mich, heilige Mutter Gottes! Erlöse mich, rette mich! —"

Da öffnete sich leise eine kleine Seitenpforte und mit hastigen Schritten trat ein Mann heraus, in dem Imagina zu ihrem Entsetzen wiederum einen Helfershelfer derjenigen, die ihren Tod wollten, zu erkennen glaubte. Er näherte sich mit lebhafter Bewegung dem Tische, an dem Manasse sein Messer zurückgelassen. Er ergriff es, schritt rasch auf Imagina zu und beugte sich, das Messer zur That erhebend, über das Kind nieder. Ein tödtlicher Schauer durchzuckte sie. Sie gab ihr Leben verloren.

„Heilige Jungfrau, nimm mich auf in die Schaar deiner Seligen, daß mich die Mutter und der Vater wiederfinden, entsündige du das Kind, das nicht das heilige Sacrament vom Irdischen gereinigt!" Mit diesen Gedanken ergab sie sich in ihr Schicksal.

Aber welche neue Hoffnung, welche beseligende Überzeugung, daß die Himmelskönigin ihr

Gebet erhört habe, erfüllte sie, als jener Mann das Messer nur dazu gebrauchte, ihre Banden rasch zu zerschneiden, den schmerzenden Knebel zu entfernen, als er es dann wieder an seinen frühern Platz legte, die einzelnen Stücke der Banden in die Gluth des Camins schleuderte und, sie sanft aufrichtend, in einem gütigen Tone sagte:

„Fürchte nichts mehr, armes Kind! Du bist gerettet, doch jeder Augenblick Verzugs droht Gefahr. Sie wollten dich verderben; aber ich, ein Fremdling dir, ward von der Gnade Gottes auserseh̄n, über dich zu wachen. Fasse dich, nimm deine ganze Kraft zusammen. Unser Weg ist beschwerlich und nicht ohne Gefahr. Aber kein andrer steht uns offen und der Herr ist barmherzig, aber die Menschen sind es nicht!"

„Engel Gottes!" rief außer sich das Mädchen, das von dem Einschnitte der Banden nur Schmerzen, aber sonst keine Schwäche empfand: „ich folge Euch, wohin Ihr mich führt! Nur fort, fort von hier! Ich fühle es, wenn jener blutdürstige Mörder wiederkehrte, so würde sein

Anblick allein meine Kraft lähmen, ich vermöchte nicht ihm Widerstand zu leisten, ich wäre so hülflos, wie vor wenigen Augenblicken, als mich jene Banden noch fesselten. Doch was spreche ich? Meine Sinne sind verwirrt; ich vergesse, daß Ihr mich schützt, daß der Bote der Himmelskönigin mächtiger ist, als der Bösewicht, der mein Verderben will.“

Der Unbekannte erwiederte nichts, sondern zog sie mit sanfter Gewalt nach der schmalen Pforte, in der er dem Mädchen zuerst erschienen war. Er drängte sie die Leiter hinauf, er zog, ehe er ihr folgte, die Thüre hinter sich zu, damit der zurückkehrende Manasse nicht gleich den Weg, auf dem ihm das Opfer seiner scheußlichen Kunst entzogen worden, entdecke. Sie standen eben in dem luftigen Raume, wo die Pestkleider des Rabbi, vom Winde bewegt, hin und herschwebten, aus den Luken des Schornsteins drängte sich ein dicker, häßlich duftender Rauch, aber zwei große Öffnungen in den Wänden gaben den Flüchtlingen Gelegenheit frei zu athmen und ließen sie auf die mondbeglänzten

Häuser der Stadt und auf das tiefer liegende platte Dach des eigentlichen Baues der Synagoge blicken. Unter der einen dieser Öffnungen stieg die Mauer in eine senkrechte Tiefe bis auf den Boden der vorüberführenden Straße hinab; unter der andern trat, in einer Vertiefung von ungefähr zwanzig Fuß, das platte Dach der Synagoge hervor.

„Hier geht unser Weg hinab!“ sagte Imagina's Retter, dessen Äußeres wohl das Gepräge des Judenthums trug, der aber, wie das kluge Mädchen, trotz seiner großen Gemüthsbewegung, bemerkte, in seiner Redeweise nichts von jener Eigenthümlichkeit der Aussprache an den Tag legte, die damals noch mehr, als jetzt, die Söhne und Töchter Israel's bezeichnete. „Steige kühn hinab, halte dich nur mit den Händen fest an den Gurten der Strickleiter, die ich eigends zu deiner Rettung geflochten!“ fuhr er fort. „Ehe du den Fuß feststellst, prüfe, ob er sicher ruht. Nur Vorsicht, armes Kind! dir war ein schlimmerer Weg bestimmt, der dunkle Weg in's Grab.“

Imagina erkannte in diesem Rettungsmittel keine Gefahr. Sie war gewandt, sie schwang sich mit Leichtigkeit hinab. Kaum hatte sie das platte Dach betreten, so lös'te der Unbekannte die Strickleiter von dem Haken, der sie hielt. Er warf sie neben dem Mädchen nieder und ließ sich nun selbst mit einer Geschicklichkeit, die seine Übung in solchen Dingen bewieß, an einem Doppelseile, das er rasch um jenen Haken schlang, nieder. Dann zog er das Seil zu sich herab, raffte es mit der Strickleiter auf und sprach, mit dem Kinde eilig weiter schreitend:

„Wir dürfen keine Spur zurücklassen, die den Weg, den wir genommen, verrathen könnte! Der Rabbi ist ein grausamer, tückischer Mensch, aber auch tief versunken in den Aberglauben seines Volks. Er wird, wenn mein Plan in allen seinen Theilen gelingt, dein Verschwinden für ein Wunder, für das Werk einer übernatürlichen Macht, der seine Kunst nicht gewachsen, ansehn."

Das nächste Ziel, dem sie entgegen schritten, schien eine Erhöhung des Daches zu seyn, die

sich im Hintergrunde erhob. Sie hatten aber diese noch nicht erreicht, als Imagina's Retter plötzlich stehen blieb, in die Ferne lauschte und dem Mädchen zuraunte:

„Der Alte sucht nach dir! Ich höre sein heiseres Husten; er muß uns durch die Pforte, durch die wir entkamen, gefolgt seyn, er hat schon die hinaufführende Leiter betreten. Hier verräth uns das Licht des Mondes. Tritt mit mir zur Seite in den Schatten dieses Mauervorsprungs. Manasse müßte aus Eulenaugen sehn, wenn er uns in diesem Dunkel entdecken wollte!“

Sie standen im Schatten einer hohen, das Mondlicht abhaltenden Mauerwand. Hier konnten sie die ganze Fläche des Daches, den mondbeglänzten thurmartigen Bau, aus dem sie sich herabgelassen hatten, erblicken, ohne selbst bemerkt zu werden. Nach wenigen Augenblicken erschien der Rabbi in der großen Öffnung des Thurms. Seine hagere Gestalt beugte sich weit heraus, er wandte das Haupt spähend nach allen Seiten, in der Rechten glänzte das bloße

Messer, das den Lebensfaden der armen Imagina hatte durchschneiden sollen.

„Ein böser Geist muß ihr beigestanden und sie durch die Lüfte von dannen getragen haben!" hörten sie ihn sprechen. „Das heilige Wort ist den Gojim nicht dienstbar, der Herr hat ihnen keine Engel beigegeben zum Schutze, es ist also der Teufel, der das Mägdlein geholt hat."

Er verschwand und Imagina eilte mit ihrem Retter weiter. Sie langten bei jener Erhöhung des Daches an, wo eine offene Luke, gerade groß genug, um einen Menschen einzulassen, sich zeigte. Der Unbekannte schlüpfte zuerst in das dunkle Innere, dann reichte er dem Kinde die Hand, das ihm zitternd folgte.

„Fürchte nichts, Kind!" sprach er mit sanfter, beruhigender Stimme. „Meine Hand wird dich sicher leiten in diesem Dunkel. Ich bin ein Freund, der es redlich mit dir meint, und es ist eine alte Schuld, die ich an den edlen Herrn vom Rhein abtrage, indem ich sein Pflegekind aus der Gewalt des schrecklichen Manasse

befreie und seinen Sohn vor entsetzlichem Unheil bewahre."

Welche neue Räthsel für Imagina! Auch Salentin, dem sie mit grenzenloser Dankbarkeit verpflichtet war, sollte in die Gefahr, die sie bedroht, verwickelt seyn; durch ihre Rettung ward auch ihm ein wichtiger Dienst geleistet, und derjenige, der sich einen Schuldner des alten Herrn vom Rhein nannte — wer war er, wie hatte er eine Sache entdeckt, die sicher als ein tiefes Geheimniß betrieben worden? Sie bebte zusammen, indem sie jenes Augenblicks gedachte, wo die zwei treulosen Dienstboten, nachdem sie den Gegenstand ihrer Verfolgung unter einem glaubwürdigen Vorwande in das entlegene Hintergebäude des Nachbarhauses gelockt, sich plötzlich ihrer bemächtigt, ihren Hülferuf erstickt, ihre Glieder gebunden und dann die widerstandlose Last über die niedre Mauer in den Hof der Synagoge gebracht. Damals hatte sie noch keine Ahnung des Entsetzlichen, was sie bedrohete, verwirrte Vorstellungen gingen an ihrer Seele vorüber. Als aber die schreckliche Jose-

beth, das Kind ohne Rettung dem Blutopfer verfallen glaubend, das Schicksal, das ihrer harrte, schonungslos enthüllt, als Imagina den blanken Stahl in der Hand des Menschenschlächters Manasse erblickt, da —

„Du vergissest dich, du ließest meine Rechte los,“ unterbrach sie in diesen peinlichen Erinnerungen die Stimme ihres Führers. „Manasse wird mich aufsuchen. Bis dahin muß ich dich in ein sicheres Versteck gebracht haben.“

Soviel Imagina bei'm Lichte des Mondes, das von Zeit zu Zeit durch einzelne Öffnungen im Dache einfiel, zu erkennen vermochte, so führte ihr Weg sie durch mehrere Bodenkammern, durch niedrige Gänge, in denen der Unbekannte sie ermahnte, sich tief gebückt zu halten, damit sie sich nicht am Kopfe verletze. Endlich erreichten sie einen weitern Raum, den man im Glanze des Mondes, dem viele Fensteröffnungen Eingang gestatteten, überschauen konnte. Alte, zerbrochene Geräthschaften lagen am Boden, Steingerüll und Pergamentstücke, Trümmer von Arzneigläsern und Salbenbüchsen. Sie näherten sich

einer schmalen niederwärtsführenden Treppe, sie stiegen hinab und sahen nun über das Geländer eines vorspringenden Ganges, den sie betreten hatten, in eine große kirchenähnliche Halle zu ihren Füßen. Durch hohe, gewölbte Fenster sandte der Mond sein volles Licht herein und ließ viele Betpulte unten in der Tiefe und in deren Mitte eine kanzelartige, mit Stufen versehene Erhöhung wahrnehmen.

„Das ist der Juden Schule;“ sagte Imagina's unbekannter Freund. „Laß dich kein Grauen anwandeln an diesem Orte: er enthält die einzige Zufluchtsstätte, die ich dir jetzt bieten kann. Wenn du an Gespenster, an wunderliche, schreckhafte Erscheinungen, mit welchen der Wahn und eine thörichte Furcht solche Orte ausgestattet, glaubst; so laß dich einen Mann, dem nicht leicht eine Erfahrung des Lebens fremd geblieben, eines Bessern belehren. Oft legte ich mich spät am Abende, wenn mir die Hartherzigkeit oder das Vorurtheil der Menschen ein Obdach versagt, auf der Steinbank eines einsamen Hügels, dessen Umgebung ich in der Finsterniß nicht erkennen

konnte, zur Ruhe, und wenn ich Morgens erwachte, so hatte ich auf dem Rabensteine geschlafen und über mir spielte der Wind mit den Gebeinen eines Erhenkten. Die Todten kehren nicht wieder, Kind! Für den Menschen giebt es nur ein Furchtbares, und das ist der Mensch selbst. Aber ein unschuldiges, frommes Wesen, wie du, findet allenthalben eine Stätte, wo die Heiligen, zu denen es betet, ihm ihren Schutz weihen. Sie haben durch wunderbare Fügungen dich aus der höchsten Noth befreit, ihre Hülfe wird das Rettungswerk vollenden."

Imagina fühlte sich bei der Nachricht, daß sie in diesem Raume die Nacht hinbringen solle, von einem Grauen ergriffen, das jedem Eindruck, welchen die Ermahnungen des Unbekannten auf sie zu machen beabsichtigten, trotzte. Sie schmiegte sich näher an ihn, sie versetzte mit bebender, von Angst halb erstickter Stimme:

„Glaubt mir, ich sterbe vor Furcht, wenn ich in dieser Stunde hier allein bleiben soll. Immer würde ich erwarten, den gräßlichen Alten mit dem drohenden Messer wieder vor mir er-

scheinen zu sehn, und jenes entsetzliche Weib, dessen Todesspruch noch in meiner Seele forttönt. Ist es denn nicht möglich aus diesem Hause zu entkommen? Ach, verlaßt mich nicht, bleibt bei mir, führt mich in die Wohnung meiner Pflegeeltern und Ihr werdet dort Freude und Frieden verbreiten."

„Es geht nicht, Kind!" entgegnete der Unbekannte. „Die alte Josebeth hütet den einzigen Ausgang des Hauses, wie eine Drache, die Thüren der Schule sind verschlossen, und werden erst mit dem Anbruch des Morgens geöffnet. Dann stürmen die Juden herbei zum Frühgebete. Erst wenn sie die Schule wieder verlassen, wenn der Rabbi ausgegangen ist, seine Kranken zu besuchen, so findet sich vielleicht Gelegenheit, dich zu deinen Freunden zurückzubringen."

„Aber Ihr bleibt bei mir, Ihr verlaßt mich nicht vor dem ersten Lichte des Tages?" fragte unruhig das Kind.

„Noch einmal: die Heiligen sind bei dir zu deinem Schutze!" sprach der Fremde. „Du warst

dem Tode verfallen, du lagst, ein gebundenes Lamm, unter dem Messer des Schlächters, da hatten sie schon gesorgt, daß der Retter dir nahe stand, da hatten sie Einen, den dein Auge nie erschaut, gewählt, das Werk, das in dem Rathe der Bösen beschlossen worden, zu vernichten. Vertraue fort und fort auf sie, mein frommes Kind! Ich kann nicht bei dir bleiben. Schon habe ich viel gewagt, so lange von der Seite meines schlafenden Zimmergefährten, des Schuldieners und Vorsängers Enoch Schefet, fern zu bleiben. Wäre er indessen erwacht, so würde schwerer Verdacht mich treffen und du wärest größerer Gefahr ausgesetzt."

Das Mädchen seufzte tief auf und folgte mit beklommenem Herzen dem Manne, der jetzt eine offne, breite Seitentreppe in den untern Raum der Schule hinabstieg. Sie schritten durch die Reihen der Betpulte; vor der Erhöhung in der Mitte der Halle blieb Imagina's Retter stehn. Hier eröffnete er eine niedre und schmale Thüre, die in das Innere des Holzgerüstes führte.

„Dieses ist der Almemor, auf welchem das Gesetz abgelesen und das Sabbathlied abgesungen wird;“ begann auf's Neue der Unbekannte. „Nimm deinen Aufenthalt in der Nähe dieses Orts und hörst du ein verdächtiges Geräusch, gewahrst du das erste Grauen der Morgendämmerung, so begieb dich in das Innere des Verschlags. Ziehe die Thüre stark hinter dir nach, so wird sie in das Schloß fallen. Du kannst von Innen öffnen, ich aber allein vermag es von Außen, denn es ist mir gelungen, mich des Schlüssels, den Manasse sonst immer selbst bei sich führt, zu bemächtigen. Fasse Muth! Fürchte nur das Irdische, die Gefahr, womit die Menschen drohen, nicht jene Wahngebilde, die nur in unsern Träumen leben, welche der Betrug und die Thorheit in das wirkliche Daseyn beschwören möchten.“

„Ich werde dem Schutze der heiligen Mutter Gottes vertrauen;“ sprach, sich ermuthigend, Imagina. „Aber ehe Ihr mich verlaßt, sagt mir, wer Ihr seyd, entdeckt mir, wie Ihr zu der Kenntniß eines Unternehmens gelangtet, das

absichtlich gewiß nur solchen vertraut wurde, die kein Erbarmen, kein Mitleiden mit einem armen Christenkinde kannten. Ihr gehört nicht dem Volke an, dessen Gottesdienst in diesen Räumen gefeiert wird. Was konnte Euch bewegen, Euch eines fremden Mädchens anzunehmen, über es zu wachen, für seine Rettung Sorge zu tragen, während es noch, kein Unheil ahnend, seinem stillen Thun im Hause der Pflegeeltern nachging?“

„Ich bin ein Mann, der eine lange Bahn voll Thorheiten und Irrthümer durchwandelt hat;“ versetzte mit einem Seufzer der Unbekannte: „aber vor einigen Tagen brachte die Zusammenkunft mit Jemand, dessen Wort mir, wie eine Stimme aus dem Grabe tönte, die Erkenntniß des Bessern über mich. Und als meine Seele geläutert war, als ich zum erstenmale wieder mich im Gebete zu Gott und seinen Heiligen wandte, gegen die ich lange in strafwürdiger Gleichgültigkeit gelebt, da war das erste Wunder, das an mir geschah, die Entdeckung des Verderbens, das dich und einen andern bedrohete. Mehr kann

ich dir jetzt nicht sagen. Die Zeit drängt und die Bosheit ist wachsam. Lebe wohl, Kind, bis morgen! Dich schützen alle guten Geister des Himmels!“

Der Unbekannte entfernte sich. Imagina's Blicke folgten ihm, so lange er an den mondhellen Stellen der Halle sichtbar war, sie lauschte ihm nach, bis seine Schrittte nur fern, vom obern Umgange, wohin er sich zurückgewandt hatte, erschallten und endlich ganz verstummten. Er eilte wieder durch den großen Bodenraum über der Schule; er schlug dann einen andern Weg ein, als den, welchen er früher schon mit dem Kinde genommen, und sah sich nun bald in seinem kleinen Gemache, wo er den Lagergenossen in tiefem Schlafe fand. Er warf sich an seine Seite, allein er hatte kaum diesen Platz eingenommen, als er Manasse's schleichende Schritte und sein heiseres Husten auf dem Gange, der von seinem Laboratorium hierherführte, vernahm. Wenige Augenblicke darauf erschien der Rabbi mit einer Blendlaterne im Eingange. Der Diener schloß die Augen, seine

schweren Odemzüge, seine unbewegliche Lage, gaben ihm den Anschein eines eben so tiefen Schläfers, wie sein Gefährte war. Manasse trat an das Bett und ließ den Schein der Blendlaterne über Beide hingleiten.

„Sie schlafen;" sprach er halblaut für sich hin. „Es ist nicht anders: der Satan hat das Kind der Gojim durch die Lüfte von dannen geführt. Wie werde ich Cheyle besänftigen, was soll ich thun, die kostbaren Edelsteine zu erhalten, die sie mir versprochen zum Lohne? Vor Allem muß ich zu gewinnen suchen Zeit, denn Zeit ist die Mutter aller Dinge, sagt Rabbi David."

Er begab sich ebenso leise, wie er gekommen, wieder hinweg. Der Retter Imagina's aber verließ noch einmal rasch und vorsichtig sein Lager, schlich zur Thür, die er nur wenig öffnete, und sah ihm nach. Manasse nahm den Weg nach seiner Wohnung zurück, er schien jedem weitern Versuch, nach dem entflohenen Kinde zu forschen, entsagt zu haben. Beruhigt überließ sich nun der vermeinte jüdische Gehülfe des

Rabbi, zufrieden mit dem bisherigen Gelingen seines Werkes und dessen vollen glücklichen Ausgang hoffend, einer Erholung, deren er, nach so vielen Sorgen und Zweifeln, in einem so hohen Grade bedurfte.

Imagina verlebte indessen, ehe sie sich ganz zu jenem Vertrauen auf den Schutz der heiligen Jungfrau, das sie allein aufrecht erhalten konnte, emporrang, schreckliche Augenblicke. Als Alles still um sie geworden war, als das beängstigende Gefühl der Einsamkeit an diesem Orte, den sie, nach dem traurigen Wahne der damaligen Zeit, als eine Stätte der Gotteslästerung, jeder Verruchtheit und jeder Sünde betrachtete, sich ihrer bemächtigte, versuchte sie vergebens zu beten, vergebens ihre Gedanken zu sammeln, um den Beistand der Mutter Gottes, den Schutz der Heiligen zu erflehen. Die Einbildungskraft, stürmisch erregt durch alles Vorhergegangene, behauptete das Recht ihrer sinneverwirrenden, tausendgestaltigen Spiele. Gräßliche Bilder stiegen in dem weiten, vom Mondlichte seltsam durchzitterten Raume vor dem verlassenen Kinde auf.

In den Reihen der Betpulte wimmelte es plötzlich von widrigen Gestalten mit wackelnden Köpfen, mit zähnefletschendem Munde. Andre drangen durch die Gänge herbei, andre erschienen auf den obern Tribunen. Da erschien mit einemmale riesengroß auf der Erhöhung des Almemor die Gestalt des Rabbi Manasse, in der Rechten ein ungeheueres Schlachtmesser, das bis an die Decke der Halle reichte. Seine Blicke schossen Blitze, aus seinem Munde schlugen Flammen. Sein Auge traf auf Imagina und zugleich verwandelten sich jene Blitze des Blickes in Bäche Blutes, die über seine Wangen, seine Brust hinabströmten und bald in dem Raum der Synagoge ein Blutmeer bildeten. Aus dem Blutmeere tauchten die schrecklichen Gestalten mit den wakkelnden Köpfen auf — ein Wink Manasse's mit dem Schlachtmesser nach Imagina hin und sie drängten sich an das Kind heran, sie umgaben es, sie streckten bluttriefende Hände mit Thierkrallen nach ihm empor, auf den Schultern saßen plötzlich Wolfsköpfe mit gierigen gefräßigen Rachen. Und Alles still dabei, wie im

Grabe, nur das gräßliche, den Wahnsinn herausfordernde Gebehrdespiel der drohenden widrigen Gebilde. Imagina schloß die Augen, sie preßte die Hände wider das fieberhaft brennende Angesicht. Aber sie sah Alles vor sich, Alles in sich, weil sie es außer sich erschaut. Ihr Entsetzen nahm zu. Manasse schwang sich von dem Almemor herab. Er erhob das Schlachtmesser, er streckte die mörderische Hand nach ihr aus — da wehete ein sanftes, erquickendes Säuseln des Friedens durch die Halle. Eine Lichtgestalt schritt heran. Sonnenglanz umstrahlte das göttliche Antlitz, ein Dornenkranz umgab die Stirn, wie eine Siegerkrone, ein Lächeln, wie die unversiegbare Gnade des Himmels, spielte um den Mund, im Arme ruhete, wie ein Szepter, das die Welt beherrscht, das heilige Kreuz. „Ich bin die Liebe und mit mir wandelt der Friede!“ sprach mit sanfter, aber die weite Halle ausfüllender Stimme die göttliche Gestalt. Und ringsum war plötzlich Alles, was das bedauernswürdige Kind entsetzt, verschwunden und der Friede, den der Heiland der Welt verkündet, war in Imagina's Brust

gezogen, und sie konnte zu der heiligen Königin des Himmels beten, sie fühlte sich sicher, wie am Herzen einer Mutter und schlummerte, vertrauungsvoll auf ihren Schutz, nach wenigen Minuten ein. Kein düstrer Traum beunruhigte sie: alle schlimmen Erinnerungen, alle Besorgnisse der Gegenwart waren mit eingeschlafen.

Als sie erwachte, dämmerte der Morgen durch die Hornscheiben der hohen Fenster. Sie erinnerte sich der Mahnungen ihres Retters und schlüpfte in den Verschlag, dessen Thüre sie rasch hinter sich nachzog. Sie versuchte dann, von Innen zu öffnen, sie wollte sich überzeugen, ob ihr der Ausgang aus diesem Versteck, sobald sie ihn für räthlich hielt, unverwehrt sey; aber ihre schwache Kraft vermochte nicht, den eingesprungenen Riegel von der Stelle zu bewegen, und als sie jetzt Geräusch in der Halle vernahm, mußte sie von weiteren Bemühungen ablassen. In dem kleinen Raume, der sie einschloß, umgab sie tiefe Dunkelheit. Durch einige Spalten in der Bretterwand konnte sie einen Theil der Halle überschauen, den Ort, wo sich die Reihen

der Betpulte befanden. Bald war dieser von Israeliten, die, wie es ihr Gesetz erheischt, zum Frühgebete herbeieilten, besetzt, und mit neu erwachendem Grauen glaubte unter ihnen Imagina Gestalten zu erkennen, die sie in dem Wahngesichte dieser Nacht erblickt. Sie zog sich, um diesen Erinnerungen zu entfliehn, tief in ihre Zufluchtsstätte zurück, sie versenkte sich mit ganzer Seele in andächtige Hingebung an die heilige Jungfrau, sie wollte durchaus keinen Sinn, keine Aufmerksamkeit für eine Handlung haben, die von denen, die sich zu ihr vereinigten, ebenso heilig gehalten wurde, wie sie ihr Gebet hielt, ihr aber in dem entsetzlichsten, verdammlichsten Lichte erschien. Und dennoch konnte sie ihr Ohr nicht gegen die Stimme des Vorsängers, der auf dem Almemor, über ihrem Haupte stehend, die Gebete absang, verschließen, nicht verhindern, daß das dreimalige Gesammtgeschrei des Wortes: „Heilig!" wie ein Hohngelächter in ihr Gebet drang! Ihr jugendliches Gemüth lag in den Banden eines Aberglaubens, von dem damals nur wenige, ihrer Zeit voran-

eilende Geister sich frei erhalten konnten: sie ahnete nicht, daß dem Himmel auch ein andres Gebet, als das, was ihre Priester sie gelehrt, wohlgefällig seyn könne, sie irrte, aber sie beleidigte nicht, denn dem Wahne, der Alles genährt, ist keine Beleidigung zuzurechnen.

Endlich war diese peinliche Zeit vorüber. Der Vorsänger polterte die Treppe über ihrem Haupte herab; langsam, um anzuzeigen, wie ungern sie das Haus ihrer Andacht verließen, entfernten sich die Juden. Es wurde still und Imagina, die nun wieder wagte, ihre Blicke durch die Spalten in die Halle zu senden, sah sich mit erleichterter Brust von der Nähe derjenigen, unter welchen sie Gegner besaß, die nach ihrem Blute dürsteten, befreit. Mit erneuerter Anstrengung bemühete sie sich, die Pforte zu öffnen, die sie von der äußern Halle schied. Sie hoffte, jetzt vielleicht die in's Freie führende Thüre der Synagoge noch offen zu finden und unbemerkt zu entkommen. Welcher frohe Gedanke, in der nächsten Viertelstunde wieder mit der schwester-

lichen Freundin Regina vereinigt zu seyn, den dankbar verehrten Salentin wiederzusehn, mit beiden wieder die Sorge um die blinde und gemüthskranke Frau Gisela zu theilen! Dann sollte auch Herr Hanns vom Rhein ihren Retter, dessen sie nicht vergaß, ausfindig machen, dann würde der edle Herr gewiß den Dank, den sie schuldete, auf die großmüthigste Weise abzutragen suchen. Ach, wie verschwanden diese schöne Hoffnungen vor der Unmöglichkeit, die sich von Augenblick zu Augenblick bestimmter auswies, die Stärke des Riegels, der Imagina von der Welt und der Freiheit trennte, zu bezwingen! Die Kräfte des armen Kindes waren erschöpft. Sie setzte sich traurig in einen Winkel ihrer dunkeln Zufluchtsstätte nieder, es blieb ihr nun keine andre Hoffnung, als die auf die Erscheinung ihres unbekannten Freundes, kein andrer Trost, als wiederum das Gebet, das seine himmlische Kraft dann auch auf's Neue bewährte und alles Mißgeschick, welches Imagina betroffen, ihr nur als eine kurze, vorübergehende Prüfung erscheinen ließ. Glückliches

Vertrauen eines gläubigen Gemüthes, du solltest nicht getäuscht werden! Aber welches Entsetzen, welche Schrecken standen dir noch bevor, ehe diese Prüfung sich in Frieden, deine Wünsche sich in Erfüllung lösten?

Zweites Kapitel.

Ich han der Welt gedienet also schone,
Seht an den ihren schwachen Sold!
Ein leinen Kleid, das geit sie mir zu Lohne.

Im Laufe dieses Morgens schritt Cheyle, die schöne Jüdin, ungeduldig in ihrem Gemache auf und nieder. Eine fieberhafte Röthe zeigte sich auf ihren Wangen, ihre Augen leuchteten seltsam, sie warf irre, scheue Blicke rings umher. Wer sie in der Pracht ihres Anzugs, im Glanze der Edelsteine, der Perlen und des Goldes, womit sie sich bedeckt, gesehen hätte, der würde sie für eine Braut oder wenigstens für die Königin eines Festes, dem sie entgegenzugehn bereit war, gehalten haben. Doch nein! Eine Braut trägt das Gepräge der seligsten Befriedigung in allen Zügen, in jeder Bewegung, eine Braut fürchtet

nichts, sie hofft nur. Scheyle war in diesen Augenblicken nicht glücklich, wie eine Braut. Sie lag auf der Folter einer Sehnsucht, die ihrer Erfüllung noch nicht gewiß ist, sie fühlte sich krank in ihrer Leidenschaft, sie hatte ein Gift in ihr Gewissen geflößt, das dort peinlich fortnagte und fortfraß. Und diese Beängstigungen, die nicht nur geistig, sondern auch körperlich waren, die plötzlich die Brust zusammenschnürten, daß Scheyle mit einem lauten Schrei sich Luft machen wollte, aber nur ein dumpfes Stöhnen ausstoßen konnte, diese Schauer, die ihre Glieder durchzogen, diese Gluth, die in Flammen aus Antlitz und Augen zu schlagen drohete! Waren es vielleicht Vorboten des Würgengels, der mit verpestetem Odem durch die Menschheit wandelte, sich leise ankündigen ließ, aber dann oft plötzlich mit der Schnelligkeit des Blitzes das erwählte Opfer niederwarf?

„Der Trank muß von ihm genossen seyn, er wird kommen!“ sagte sie bewegt zu sich selbst. „Ich will nicht umsonst gemordet haben, ich will aus dem Blute des Kindes die Liebesblüthe pflük-

ken, die ihm entsprießt. Wie es in mir kocht, wie dann wieder eine eisige Hand mit tödtlichem Schauer in mein Herz greift! Ich bin krank, aber ich begehre nicht nach Manasse. Einmal will ich ihn noch sehn, er soll seinen Lohn haben: dann bleibe er fern von mir, dann soll seine Nähe nicht mit entsetzlichen Mahnungen das Glück meiner Liebe trüben! Wie die Zeit schleicht, wie die Menschen zögern! Wo bleibt Salentin? Welches Entzücken, nur seinen Namen auszusprechen, nur diesem Klange zu lauschen!"

Sie trat, von ihrer Ungeduld gepeinigt, zu einer großen Truhe von Korbgeflecht, um sich an dem Anblicke einiger Kostbarkeiten, die sie im Grunde des Behältnisses verwahrte, zu zerstreuen. Sie betrachtete die reich mit Demanten besetzten Armbänder, die Gürtel von Gold und Perlen, die Spangen mit orientalischen Rubinen, das Diadem mit Smaragden: alles Dinge, die sonst leicht im Stande waren, das eitle Mädchen mit Vergnügen zu erfüllen; sie konnten ihr jetzt kein Lächeln, keinen freundlichen Blick abgewinnen.

„Hinweg mit euch!“ stöhnte sie plötzlich aus beängstigter Brust. „Diese Strahlen dringen wie die Blicke des unglücklichen Kindes, dessen Blut um meinetwillen geflossen ist, in mein Herz, aus diesen Steinen sieht mir bleich und anklagend sein Antlitz entgegen. O, wie bin ich krank, wie bin ich elend!“ rief sie, Alles zurück in die Truhe schleudernd und den Deckel zuwerfend. „Warum kommt mein Vater nicht, warum führt er nicht den einzigen Arzt herbei, der mir helfen kann? Er widerstand meiner Bitte nicht, er eilte selbst zu Salentin, den ich begehrte, er versprach mir fest, ihn mitzubringen. So genügte ich meiner Sehnsucht, so unterstützte ich Manasse's Werk. Aber das Kind, das Kind! Muß ich es denn allenthalben sehen, muß, wohin ich blicke, sein brechendes Auge in das meinige treffen? Gott meiner Väter, führe Salentin herbei, lass' mich nicht umsonst gesündigt haben!“

Sie verbarg ihr Angesicht in beide Hände, dann fuhr sie mit einer lebhaften Bewegung nach dem Herzen, durch das ein peinlicher Schmerz

zuckte. Von einer seltsamen Ermattung ergriffen, ließ sie sich in einen der Armsessel nieder, der, wie alle Geräthschaften und jede Ausschmükkung des Zimmers, von einem Luxus zeigte, der damals nur in den Schlössern der Fürsten und Herren gefunden wurde. Sie erhob die Augen und sah durch die hohen Fenster, die auf einen äußern freien Gang, nach dem Hofe zu, stießen. Hier befand sich eine kleine Gartenanlage von den damals so beliebten Violen und von Rosengesträuch, das des Gärtners Kunst in allerlei Gestalten zu formen verstanden hatte. Diese Anlage war von dem Hofraume nur durch ein niedres Gitterwerk und durch eine kleine Thüre, zu welcher nur Simeon den Schlüssel besaß, getrennt. Mit dem Zimmer Cheyle's stand sie durch eine große, jetzt geöffnete Doppelpforte in Verbindung. Auf der andern Seite gränzte Cheyle's Gemach an das Zimmer ihres Vaters, dem sich dann in einem fortlaufenden Viereck die übrigen Theile des geräumigen Hauses anschlossen.

Die schöne Jüdin bemühete sich vergebens, die

Beängstigungen, die sie ergriffen, zu bewältigen. Sie richtete ihre Gedanken ganz auf Salentin, sie suchte zwischen den Rosen und Violen, auf denen ihr Auge weilte, sein Bild herauf zu beschwören, aber immer drängte sich ein andres vor, das eines blutigen, bleichen Mägdleins.

„Was hat sie groß mit dem Leben verloren?“ sprach Cheyle in einem neuen Versuche, sich zu beruhigen, zu sich selbst. „Sie war arm, sie war eine Waise, sie lebte von den Brosamen, die von dem Tische ihrer Wohlthäter fielen! Sie hat nur wenig hingegeben, ein elendes, dunkles und karges Leben für das gränzenlose Glück, das mir ihr Tod bereitet. Aber ein Gefühl besaß sie, um das ich sie beneidet, das ich mit Schätzen hätte erkaufen mögen: das Gefühl, ihm ihr Leben zu verdanken. Aber ich erlange es auch. Mit seiner Liebe gibt er mir die Möglichkeit, ferner zu leben, ohne seine Liebe, moderte ich, wie Hagar in der Wüste, dem Tode des Verschmachtens zu. Aber wie es kalt ist!“ unterbrach sie sich zusammenschaudernd. „Diese Sonnenstrahlen haben keine Wärme für mich,

dieser Sommertag, dessen Gluth meine Blumen welken macht, dünkt mich mit eisiger Luft geschwängert!"

Sie nahm einen Mantel und hüllte sich in diesen, aber, während Flammenröthe ihr Angesicht bedeckte, bebten ihre Glieder im erschütternden Froste. Eine Nachtigall, die sich in den Hof verirrt, sang ihre Liebesklage, plötzlich tönte der Accord einer Zitter aus dem Rosengebüsche dazwischen. Sie fuhr auf, sie ließ den Mantel fallen, sie näherte sich hastig der Thüre, die zu der Gartenanlage führte. War er es, den Manasse's Zauberkunst schon herbeigebracht, wollte er durch diesen süßen Klang seine Nähe verkünden, auf seine Liebe vorbereiten? Ihre Blicke irrten über die Rosengebüsche hin. „Freund meines Herzens, führt dich endlich die Liebe zu mir!" bebte es unwillkührlich über ihre Lippen.

Da rauschte es in dem Gebüsche, da summte noch einmal leise der Ton der Zitter, da öffnete sich die Rosenhecke und — nicht der Ersehnte, nicht derjenige, den Cheyle durch unwiderstehlichen Zauber an sich gefesselt glaubte, ein Fremd-

ling, klein von Gestalt, welken und bedeutungslosen Antlitzes, eilte mit geöffneten Armen auf sie zu. Sie floh in das Zimmer zurück, der Unbekannte ihr nach. Hier ließ er sich auf ein Knie vor ihr nieder, die ihn mit Zorn und Verachtung, mit allem bittern Unwillen der getäuschten Hoffnung anblickte, und rief, die noch immer geöffneten Armen nach ihr erhebend, mit emphatischer Stimme:

„Schönstes Wunder der Welt, verschmähe nicht die Huldigungen deines Knechtes, der tausend Gefahren getrotzt hat, um zu dir zu gelangen. Ich bin Muskablüt, der weltberühmte Zitterschläger. Es gibt kein Land in Europa, wo nicht der Reichthum, wo nicht die Minne meine Kunst belohnt. Der Ruf deiner Schönheit hat mich hierher geführt; und wenn Drachen dich bewacht, Riesen und Zaubrer dich gehütet, so wäre ich doch siegreich hindurchgedrungen, und Zaubrer und Ungeheuer wären von der Macht meines Spiels erlegen. Erhöre mich, Schönste, nimm mich an zum Leibeignen deines Herzens! Mit süßen Tönen will ich dir die Stunden ver-

kürzen, mit meiner Minne sie verherrlichen. Meine Zitter soll dich einschläfern am Abend, ihr Spiel dich am Morgen erwecken. O blick' nicht zornig, nicht unwillig auf mich nieder! Gestatte, daß ich mein Saitenspiel aus dem Rosengebüsch hole, seine Töne werden dein sprödes Herz bezwingen."

Cheyle war ebenso erstaunt, wie empört, über die Zudringlichkeit des ihr gänzlich unbekannten Mannes. Im ersten Augenblicke wollte sie um Hülfe rufen, dann aber bedachte sie, daß über der Verwirrung, die hierdurch entstehen würde, ihr Vater mit Salentin erscheinen möchte, daß die Gegenwart dieses Fremdlings den Argwohn des letztern reizen, daß ihre Wünsche, ihre Hoffnungen durch diese seltsame Begegnung leiden dürften. Dann widersprach auch bald ihr Stolz dieser ersten Wallung, die das versammelte Hausgesinde zum Zeuge ihrer erlittenen Schmach, sie selbst zum Gegenstande des Gespöttes der Knechte und Mägde machen konnte.

„Bleib, Elender!" rief sie gebieterisch, indem sie darauf sann, den verwegenen Besucher ebenso

geheim, wie er gekommen, wieder zu entfernen. „Sprich, welcher Mittel hast du dich bedient, in das Innere dieses Hauses zu gelangen, dich dem still entlegenen Heiligthume des Frauengemachs zu nahen! Bei dem Gotte, der das Gesetz auf Sinai gab, du bist herangeschlichen, wie ein Dieb, und wie einen Dieb laß ich dich richten, wenn du nicht Alles bekennst!"

„Hinweg mit diesem Zorne, schönstes Wunder!" versetzte im süßlichsten Tone und in dem festen Vertrauen, die reizende Jüdin endlich doch zu günstigeren Gesinnungen zu stimmen, Muskablüt. „Ich sagte dir, daß ich Riesen und Drachen um deinetwillen bekämpft haben würde, um wie Vieles leichter war es nicht, den glücklichen Augenblick, unbemerkt in das Haus zu schlüpfen, zu erlauern und dann in einem sichern Versteck zu harren, bis sich die Gelegenheit bot, dein Gemach und dich selbst zu erspähen. Sprich, Schöne, wer wagte aber auch das schon um dich? Konnte es nicht Schläge regnen von dem Hausgesinde, wenn es mich ertappte, konnte nicht deines Vaters Zorn mich furchtbar treffen, wenn

er mich entdeckte? Aber Muskablüt fürchtet nichts. Ein Klang seiner Zitter zähmt die Thiere der Wildniß, dem aufgehobenen Arme des Feindes entsinkt die Waffe und das Wort, das ihm zürnen will, verwandelt sich in ein freundliches: Willkommen!"

„Eine Unverschämtheit, die an Wahnsinn gränzt, spricht aus Euch;" entgegnete mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung Cheyle, indem sie sich zu fassen suchte. „Ihr dauert mich, und ich habe Mitleid mit Eurer Thorheit. Hört, unter welcher Bedingung ich Euch den Schimpf, so Ihr mir angethan, die Frechheit, die Euch in dieses Haus geführt, verzeihen will. Begebt Euch im Augenblicke in das Rosengebüsch zurück, das Euch bisher verborgen, verhaltet Euch dort still und ohne ein Zeichen des Lebens von Euch zu geben. Was auch geschehen mag, es kümmere Euch nicht! Zur Mittagsstunde wird es ruhig in den Gängen, leer im Hofe werden. Dann öffne ich Euch selbst die Hauspforte und Ihr entweicht, um nie wiederzukehren. Unterwerft Euch diesem Gebote, oder bei'm Gotte Israel!

meine Rache, die Ihr selbst hervorgerufen, sollt Ihr schwer empfinden."

Scheyle stand in hoher, zürnender Stellung vor dem Zitterschläger. Sie hatte in diesem Augenblicke mit schrecklichen Bewegungen des Gemüths, mit Leiden des Körpers, die immer empfindlicher wurden, zu kämpfen. Sie trotzte ihnen, sie verbarg sie gewaltsam vor dem verwegenen Fremdlinge. Aber ein tödtlicher Haß gegen diesen flammte in ihrem Herzen auf, als er, ihres strengen Gebotes gleichsam spottend, sie anlachte, sich gemächlich in einen Sessel streckte und in einem leichtfertigen Tone sprach:

„Das Gerücht log nicht, das dich ebenso stolz und spröde, wie schön nannte! Aber Muskablüt ist nicht der Mann, den ein finstres Gesicht, ein hartes Wort zurückschreckt. Die Hoffnung konnte mich wohl in's Rosengebüsch führen, mich mit den Wunden, die mir die Dornen verursachten, versöhnen; aber ein Befehl, dem, schönstes Wunder, sicherlich dein Herz widerspricht, den nur dein Stolz dir abdringt, bringt mich nicht dahin zurück. Thu' dir keinen Zwang

an, blicke nicht mit scheinbarem Kaltsinn, mit falschem Trotz auf mich. Ich kenne dein Geschlecht, ich kenne diese Künste. Der Roland war ein starker Held und dennoch erlag er der Liebe zu der schönen Maurenprinzessin. Glaubst du, Muskablüt hätte irgendwo umsonst geliebt, umsonst nach Gegenminne verlangt.? Sträube dich nicht länger! Komm an mein Herz, laß uns einen Bund schließen, den kein Ereigniß des Lebens, den der Tod selbst nicht trennt!"

„Der Tod selbst nicht?" versetzte zusammenzuckend und mit bitterm Nachdrucke die schöne Jüdin. „Bei'm ewigen Gotte, ich glaube, seine Schrecken wollen sich mir ankündigen, und wenn das wäre, wenn der Würgengel käme in dieser Stunde, du solltest dein Wort lösen mit deinem Leben!"

In diesem Augenblicke erhob sich Geräusch im Vorderhause. Cheyle vernahm ihres Vaters Stimme, sie glaubte, er führte ihr den ersehnten Geliebten zu. Mit Heftigkeit ergriff sie Muskablüt's Hand, riß ihn empor und rief: „Entflieh' oder du bist verloren! Findet dich,

den Feind unsres Glaubens, mein Vater hier, so straft sein Dolch deinen Frevel, und dieses Haus besitzt hundert verborgene Winkel, wo deine Leiche unentdeckt vermodert. Hinweg, Elender! Du zagtest vor Dornen, jetzt fürchte den Dolch des Rächers!"

Auf diese Entwicklung seines Liebesabentheuers war Muskablüt nicht vorbereitet. Er stand zitternd, keines Entschlusses fähig.

„Hinaus in die Rosengesträuche!" schrie ihm Cheyle in's Ohr. Aber auch dieser Weg bot keine Sicherheit mehr; schon erschien Simeon im Eingange des Hofes. Da drängte Cheyle den fast sinnlosen Muskablüt zu der Truhe, auf deren Grunde sie jene Schmuckstücke bewahrte, an deren Anblick sie sich vergebens zu erfreuen gesucht hatte; da riß sie den Deckel auf und sagte, damit sie der näher kommende Vater nicht höre, in einem leisen Tone, der aber etwas Furchtbares an sich hatte:

„Hier hinein, Elender! Es ist Raum genug für dich. Die Fugen des Korbgeflechtes schützen dich vor der Gefahr des Erstickens. Zögre nicht!

Der Dolch meines Vaters zuckt nach deinem Herzen, und wenn du Schlimmeres fürchtest in diesem Versteck, so erinnere dich, daß du mir den Bund auf Leben und Tod angetragen hast!“

Simeon stand an der kleinen Gitterthüre, die in das Gärtchen führte. Er hatte den Kopf zurückgewandt und sprach zu einem seiner Diener im Hausgange. Die wenige Besinnung, welche der Zitterspieler noch bewahrte, verlor er bei'm Anblicke der kräftigen, gedrängten Gestalt, des finstern, drohenden Antlitzes. Zu spät verfluchte er seinen Leichtsinn, seine Sorglosigkeit, die ihn in diese Falle geführt. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Rathe Cheyle's zu folgen. Leicht fand seine schmächtige Gestalt sich in den Raum des Kastens, der ansehnlich genug war, da er einst den ganzen Mahlschatz von Cheyle's Mutter in sich geschlossen hatte und von der Tochter zu einem gleichen Zwecke aufbewahrt worden war. Er sah noch einmal zu Cheyle auf; wie flammte ihr Auge, wie brannten ihre Wangen! Sie dünkte ihn jetzt ein schönes Ungeheuer, dem leicht das Gelüst kommen könne, seine Anmaßung,

seine Zudringlichkeit schrecklich zu rächen. Wie bereuete er jetzt, die Ruhe, die Behaglichkeit und Sicherheit im Hause des Meisters Heinz, wo Frau Ursula seine Wünsche errieth, ehe er sie aussprach, wo nie vom gastlichen Tische die feinsten Leckereien, die den Gaumen erfreuen konnten, verschwanden, verlassen zu haben! Aber diese Reue kam zu spät. Der Deckel der Truhe wurde über ihm zugeworfen, er hörte ihn in das Schloß fallen und ein Gefühl drang in seine Seele, als sey er nun lebendig begraben, als sey dieses Asyl seiner verwegenen Liebe ein Sarg, über dem sich bald der Todtenhügel wölben werde. Jetzt vernahm er Simeon's Tritte im Zimmer, jetzt hörte er des Juden herbe, sein ganzes Wesen mit Entsetzen durchdringende Stimme. Er hielt den Odem an, er fürchtete, der leiseste Hauch möge ihn verrathen. Seine Erinnerung führte jenen schrecklichen Auftritt mit den Geißlern vor seine Seele zurück, wo der unglückliche Pickelhäring auf eine grausame Weise hingerichtet worden und er, in einem ähnlichen Verstecke Zeuge der mördersischen That gewesen war. Er

konnte dieses Bild nicht verbannen, wie sehr er sich auch bemühete. Er gelobte sich, ein ganzes Jahr lang seine Blicke nicht wieder zu einer Schönen zu erheben, selbst Frau Ursula nur als eine Freundin und Wohlthäterin zu betrachten, wenn ihm sein guter Stern diesesmal aus der Verlegenheit helfe.

„Ich habe dir gethan den Willen,“ sprach indessen Simeon mürrisch zu der Tochter, die ihn jetzt nicht ungern ohne Salentin zurückkommen sah: „ich habe den Doctor der Gojim gesucht in seinem Hause, ich habe ihn gesucht auf seinen Wegen, aber in die Häuser der Pestkranken bin ich ihm nicht gefolgt, denn du weißt, Cheyle, ich trage einen Abscheu in mir gegen die Seuche. Warum begehrtest du nicht nach Manasse, dem alten Freund unsres Hauses, dem klugen Manne aus unserm Volk, der da kennt die geheimen Kräfte aller Kräuter auf Erden, und der die Beschwörungen zu sprechen weiß, vor denen der böse Geist der Krankheit entflieht? Bei'm Bart meines Vaters, Cheyle, ich liebe dich, wie meinen Augapfel, ich habe dir zu Ge-

fallen den Doctor der Gojim herführen wollen, allein wenn ich wüßte, daß du mit einem andern Grunde, als weil du ein besonderes Vertrauen auf seine Wissenschaft setzest, seine Gegenwart begehrtest, so sollte Verderben sein Gebein treffen, und meinen Fluch würde ich sprechen über dich, die dem Gotte Israel untreu geworden."

„Vater," sagte mit schwacher Stimme Cheyle, indem es ihr nur mit großer Anstrengung gelang, die Schmerzen, die, vom Herzen ausgehend, ihren ganzen Körper durchzuckten, zu verbergen, „glaube mir, daß ich das Gesetz Moses, die Lehre Abraham's und Jacob's treu beobachten werde bis zum letzten Augenblicke meines Lebens. Ich kann irren in manchen Dingen, die Schwäche und die Leidenschaft können mich zu übereilter That hinreißen, denn du selbst weißt, daß Cheyle nie gewohnt gewesen, ihre Wünsche zu beschränken, ihr Begehren zu unterdrücken; aber nie werde ich weichen vom Pfade des Glaubens, nie schmähen das Gedächtniß meiner Väter."

Bei diesen Worten sank sie, von Schwäche

überwältigt, in einen Sessel. Simeon trat besorgt näher und nahm ihre Hand:

„Cheyle, mein Kind," rief er, von Vaterangst ergriffen, „wie ist dir, wo fühlst du dich übel? Deine Hand bebt und ist eisig kalt, wie die eines Todten; aus deinem Angesichte bricht Fiebergluth, deine Lippen werden blau, dein Auge irrt wild umher. Wehe, wenn der Würgengel sich auf das Dach Simeon's niederließe, wenn er nicht mit dem Opfer sich begnügen wollte, das er aus Japhet's, des Nachbarn Hause geholt, wenn er mir das Liebste nehmen wollte vom Herzen! Ja, Cheyle, des Nachbarn Weib ist heute Morgen gestorben an der Pest und von dir habe ich gehabt einen bösen Traum. Ich sah dich tanzen mit Manasse auf dem Grabe deiner Mutter, der Erdboden wich unter deinen Füßen, ein Gerippe streckte die Knochenarme nach dir und riß dich hinab und der Rabbi floh wild lachend von dannen. Sprich, Cheyle, sprich ein Wort, laß mich deine Stimme hören, sage, daß es dir besser geht."

„Ich glaube, die Mutter verlangt nach mir,"

versetzte in hinsterbendem Tone Cheyle. „Ich sehe die Arme, die sie aus dem Grabe emporstreckt, und ein Kindesangesicht, ein bloßes Messer und einen blutenden Hals — Vater, mir wird sehr schlimm, lass' Manasse kommen!"

„Manasse! Manasse!" schrie, außer sich, nach dem Hofe hin, wo mehrere Diener beschäftigt waren, Simeon. „Schafft den Rabbi herbei, sagt ihm, daß Cheyle, mein einziges Kind, sterben wolle, daß ich ihn reich mache, wenn er sie rettet, daß mir kein Preis zu hoch ist für das Leben meines Kindes!"

Er blickte verzweiflungsvoll auf Cheyle. Sie hatte die Augen geschlossen, ihre Lippen zuckten krampfhaft, auf Stirn, Wangen, Brust und Händen zeigten sich dunkle Flecken. Von einer schrecklichen Ahnung ergriffen, von unwiderstehlicher Abscheu durchschauert, ließ Simeon die Hand der Tochter sinken, bebte einige Schritte zurück und betrachtete sie mit dem lebendigsten Ausdrucke der Angst und des Entsetzens.

„O, wie fühle ich mich mit einemmale selig, leicht und heiter!" begann im Fieberwahne die Kranke. „Ich wandle im Paradiese der ersten

Menschen. Alles blüht und alle Blüthen strömen himmlischen, erquickenden Duft aus. Welche süße Stimmen rauschen aus den Blättern der Palme herab, aus den Wellen der Bäche herauf, aus den Blumenfeldern herüber! Komm her, mein süßer Freund, gib mir deine Hand, laß mich mit dir dieser Seligkeit genießen. Wie lange habe ich in einem schweren, düstren Traume, voll ungestillter Sehnsucht nach dir, gelebt und erwache nun endlich in ein glückliches Daseyn, wo alle Wünsche gewährt, alle Hoffnungen erfüllt werden! Aber warum folgt dir das blasse, blutige Kind auf deinem Wege? Warum führst du eine so schreckliche Begleitung mit dir? Weis' es zurück, deiner Stimme gehorcht es; mich aber sieht es mit dem brechenden Blicke vorwurfsvoll und quälend an, ich kann nicht zu ihm reden, mein Auge fürchtet diesen Blick und muß sich vor ihm verschließen. Ich will dir ein Geheimniß entdecken, mein süßer Freund! Uns umgeben die Auen des Paradieses, wir athmen seine Luft, die nur Liebe und Gegenliebe haucht, wir lauschen dem Tone der Liebe in Allem, was hier lebt und sich bewegt; aber auch die Schlange fehlt dem

Paradiese nicht. Sie hat sich schmeichlerisch an meine Brust gelegt, sich in mein Herz gestohlen und da so lange geflüstert von Seligkeit und unendlichem Glücke, bis ich zum Preiße dieser Seligkeit das Haupt meiner Mutter aus dem Grabe geholt und es ihr geopfert, bis ich das Blut eines schuldlosen Kindes ihr hingegeben. Und die brechenden Augen dieses Kindes sind es, die mich allenthalben verfolgen. An ihrem Blicke, mein süßer Freund, muß ich sterben. Er dringt in mein Innres, sein hinsterbendes Licht flammt dort von Neuem auf, und die Flamme verbreitet sich durch mein ganzes Wesen, nagt an meinem Gebein, verzehrt mein Herz — Sterben, sterben in dieser Paradiesesherrlichkeit!" schrie sie plötzlich auf, indem sie sich erhob, die blutroth unterlaufenen Augen öffnete und mit verzerrtem Angesichte vor sich hinstarrte. „Sterben, weil die Schlange gekommen ist, weil ich ihr die Hirnschale der Mutter, das Leben des Kindes hingeworfen? Wer rettet mich vor dem Engel des Todes? Ich bin noch so jung, und ich kenne nur die Freuden des Lebens, ich träume schöne

Hoffnungen und soll durch den Tod aus diesem Traume emporgerissen werden? Ist Niemand, der hilft, Niemand, der rettet?"

Sie schwankte auf Simeon zu, sie hob die Arme gegen ihn hin. Der unglückliche Vater wich ihr aus, eilte zur Thüre und schrie wiederum verzweiflungsvoll nach Manasse.

Da trat der Rabbi, der um diese Stunde seinen täglichen Besuch im Hause Simeon's zu machen pflegte, mit raschen Schritten in den Hof. Ihm folgte Melach, sein armer Gehülfe, den Kasten mit Arzneimitteln nachtragend. Der Gehülfe blieb, der weitern Befehle seines Meisters harrend, ehrerbietig im Hofe zurück; Manasse schritt hastig in das Zimmer, wo sein Blick sogleich auf Cheyle traf. Sie war zu Boden gesunken, sie heftete das starre Auge auf ihn, schien ihn aber nicht zu erkennen.

„Erhalte mein Kind!" schrie ihm in den Qualen entsetzlicher Vaterangst Simeon entgegen. „Sprich, Manasse, daß der Gott unsrer Väter mir nur eine vorübergehende Prüfung senden will, daß er, wie einst dem Abra-

ham seinen Sohn, mir die Tochter wiederschenken wird!"

Aber der erste Blick auf die Kranke hatte den Rabbi belehrt, daß hier keine Hoffnung mehr sey, daß der Todesengel mit dem bloßen Schwerdte schon am Haupte Cheyle's stehe und der Augenblick sich nähere, wo er den Tropfen der bittersten Galle, der jedes Leben tödtet, von der Spitze des Schwerdtes auf die Leidende niederfallen lassen werde.

„Wehe über dich und dein Haus!" rief er mit Zetergeschrei. „Der böse Geist hat es angehaucht mit seinem giftigen Odem und das Herz Cheyle's, deines einzigen Kindes, berührt. Siehst du diese dunkeln Flecken, diese rothflammenden Augen? Da ist keine Hülfe, keine Rettung mehr. Das wilde Feuer verzehrt sie, die Pest hat ergriffen ihr Gebein."

Da zerriß der verzweifelnde Vater sein Gewand von oben bis unten, da warf er noch einen Blick der Liebe und des Entsetzens zugleich auf das rettungslos verlorene Kind, da stürzte er heulend hinaus durch den Hof in das Vor-

derhaus, das sich nun mit lauter Wehklage und lautem Jammer erfüllte. Aber nicht auf ihn allein hatte Manasse's entscheidendes Wort einen so schrecklichen Eindruck gemacht. Niederschmetternd, alle Kraft lähmend, seine Sinne verwirrend, traf es den armen Muskablüt. Wie schwer wurde sein Dünkel bestraft, wie gräßlich seine Hoffnung getäuscht! Liebe und Gold hatten ihn geblendet, jetzt trat ihm der Tod in seiner schrecklichsten Gestalt nahe. Die Geliebte, die er umarmen wollte, war schon der Pest heimgefallen, als er die Arme nach ihr erhoben, als der Hauch ihres Mundes ihn getroffen, als ihre Hand ihn berührt! Mit Manasse's Erklärung durchzuckten diese Gedanken sein Inneres, er sah sich selbst schon als eine Pestleiche, er sah in dem Asyle, das ihn barg, wieder den Sarg, in dem man ihn zu Grabe tragen würde, er wollte schreien, aber seine Kehle war wie zugeschnürt, er wollte sich, aller Gefahr trotzend, durch irgend ein andres Geräusch bemerkbar machen, allein ehe er dieses bewerkstelligen konnte, erlag der schwache Rest seiner Besonnenheit der Macht die-

ser auf ihn einbrechenden, furchtbaren Eindrücke, und eine tiefe Ohnmacht versetzte ihn in eine völlige Unthätigkeit, machte ihn unempfindlich gegen jede fernere äußere Wahrnehmung.

Indessen hatte Cheyle, als Manasse sprach, ihn erkannt. Ihre Geisteskraft kehrte zurück, aber auch mit ihr die Empfindung der entsetzlichen Schmerzen, die sie zerrissen, des immer weiter um sich greifenden Brandes, der sie verzehrte. Sie sah sich allein mit ihm, sie richtete sich mit dem Oberleibe vom Boden, wo sie lag, empor und sprach, ihre ganze Kraft zusammennehmend:

„Ich habe dich verstanden, Manasse! Die Pest wüthet in meinem Gebein, bald wird der bittre Tropfen des Todes mein Herz erreichen. Das ist das Gericht des Gottes meiner Väter, das mich trifft, weil ich gefrevelt gegen ihn, weil ich begehrt nach dem Manne aus dem Volke unsrer Feinde, nach dem Ungläubigen, nach dem Christen. Sprich, Manasse, wie lange habe ich noch zu leben, wann senkt sich das Schwerdt des Todesengels?“

Manasse zuckte die Schultern. Dann murmelte er kaum verständlich in sich hinein:

„Wer vermag den Gang des wilden Feuers zu berechnen? Da würde die Weisheit Salomonis selbst irren können, denn oft schwindet die Flamme zur langsam nagenden Gluth, oft schlägt sie, in einem Augenblicke ihr Wesen verändernd, tödtlich vernichtend empor."

„Manasse, ich ließ dir ein Kind übergeben, du weißt zu welchem Zwecke;" begann Cheyle mit gewaltsamer Anstrengung auf's Neue. „Sage mir, hat das Kind geblutet, ward der Zauber vollendet, hat er denjenigen umstrickt, dem er bereitet worden?"

Der Rabbi zögerte mit der Antwort. Er wußte nicht, ob er die Wahrheit gestehn sollte, ob dieses Geständniß ihn nicht vielleicht des versprochenen Lohnes, den er noch von der Sterbenden zu erhalten hoffte, berauben würde. Cheyle schien ihn zu errathen. Sie nahm einen kleinen Schmuckbehälter aus ihrem Busen, reichte ihn mit bebender Hand dem Rabbi dar und sagte: „Hier sind die Kleinodien, die ich dir ge-

lobte. Nimm sie, wie auch die Sache sich verhält: aber entdecke mir die Wahrheit! Ich will wissen, ob ich an dem Blicke des todten Kindes sterbe oder ob es eine Macht in mir gibt, die ein quälendes Gespenst der Einbildungskraft vor mir heraufbeschwört. Der Sand im Stundenglase verrinnt, meiner Augenblicke sind nur noch wenige — sprich! Manasse: entdecke mir die Wahrheit."

Der Rabbi hatte die Rechte nach den Kleinodien erhoben, aber sie, aus Furcht, die Pestkranke zu berühren, rasch wieder zurückgezogen. Jetzt ward die Furcht von der Habsucht besiegt. Mit einer hastigen Bewegung riß er das Kästchen an sich, überzeugte sich, daß sein Inhalt der getroffenen Übereinkunft entspreche, und versetzte:

„Ein Wunder, ausgebrütet von einem bösen Geiste, hat das Mägdlein meinem Gewahrsam entrissen, ehe ich die Ader geöffnet, aus der mir sein Herzblut rinnen sollte. Während ich den Streit zwischen dir und den geldgierigen Gojim schlichtete, verschwand es und keine Spur von

ihm ist geblieben. Die Thüren waren verschlossen, die Fenster durch starke Eisenstäbe verwahrt: keine menschliche Kreatur konnte ihm zu Hülfe gekommen seyn. Aber der höllische Geist hatte den günstigen Augenblick erlauert, wo ich abwesend war, wo ich nicht durch eine kräftige Beschwörung ihn zu bannen vermochte. Dennoch brauete ich den Trank fertig nach der Kunst, ich sprach einen Zauber über ihn, den mich ein grosser Meister in der Kabbale gelehrt, und auch ohne des Mägdleins Blut hätte der Trank seine Wirkung gethan, wenn ich dem Doctor Patricier heute schon auf meinen Wegen begegnet wäre, wenn er davon, als von einem neuen, wunderkräftigen Arzneimittel versucht hätte."

Cheyle antwortete nur mit einem tiefen Seufzer. Ihre Schmerzen wuchsen zu fürchterlicher Qual an. Sie biß die Zähne zusammen, sie suchte, indem sie die Füße des schweren eichenen Tisches mit den Armen umklammerte, sich der Krämpfe, die sie durchbebten, zu erwehren. Die dunkeln Flecken an ihrem Körper vermehrten sich. Das ganze Angesicht überzog nach und

nach eine schwarzbraune Farbe, aus der die blitzflammenden Augen gräßlich hervorleuchteten.

„Du sollst mir für diese Kleinodien einen andern Dienst leisten, Manasse!“ sprach sie zähneklappernd und oft von einem Röcheln, das aus der Tiefe der Brust drang, unterbrochen. „Jene Truhe enthält Dinge, die für mich von hoher Bedeutung sind: Geschenke meiner Mutter, Angedenken von Verwandten und von verstorbenen Freundinnen. Ihr Werth an Gold ist nicht groß und wird tausendfach durch Das, was du erhalten, überwogen. Ich kann mich von jener Truhe mit ihrem Inhalte nicht trennen. Der Gedanke ist mir unerträglich, daß Andre nach mir mit Gleichgültigkeit die Gaben, die ich hoch hielt, behandeln, daß sie diese vielleicht verächtlich zur Seite werfen sollten. Manasse, gelobe mir bei dem Gesetze Mosis, bei Allem, was der Glaube unsrer Väter heilig achtet, daß du diese Truhe, ohne sie zu öffnen, mit mir begraben lässest! Sie soll mit mir werden zu Staub, sie soll mir im Tode vereinigt bleiben.“

„Scheyle, du begehrst Seltsames, aber ich

gelobe es dir;" versetzte, im Grunde seines Herzens erfreut, auf eine so leichte Weise zu dem Besitze der Edelsteine gelangt zu seyn, Manasse. „Ich will nicht ruhen in Abraham's Schooß, der Blitz soll zerschmettern mein Gebein, wenn ich nicht verfahre nach deinem Gebote. Melach, der Meschores, und der Chassan *) aus der Schule sollen selbst die Truhe zu Grabe tragen."

Cheyle hatte jenen Auftrag im leisen, hinsterbenden Tone ertheilt. Muskablüt würde ihn selbst nicht vernommen haben, wenn er seiner Sinne mächtig gewesen, wenn er das, was außerhalb seines engen Kerkers vorging, mit angestrengter Aufmerksamkeit bewacht hätte. In Cheyle's Verfügung lag, obgleich sie Muskablüt's Zudringlichkeit tief empören mußte, nicht so sehr die rachsüchtige Absicht, ihn mit sich in das Verderben zu reißen, sondern mehr noch das stolze Streben, ihren Wandel vor den Augen ihres Vaters und der Glaubensgenossen unbefleckt zu erhalten. Welche Schmach für sie,

---

*) Vorsänger.

wenn man nach ihrem Tode einen fremden Mann, einen Feind ihres Volks, versteckt in ihrem Gemache gefunden hätte! Und war er es nicht selbst gewesen, der sie zu einem Bunde aufgefordert, den sogar der Tod nicht trennen sollte? Hatte sie, von dunkler Ahnung ergriffen, ihn nicht gewarnt, ihn nicht vergebens zur Flucht gedrängt? In jenem Augenblicke, als er zuerst vor ihr erschien und die süße Täuschung, Salentin sey der heimliche Besucher, zerstörte, fühlte sie sich von bittrem Groll gegen den Fremdling erfüllt. Sie haßte alle Christen, weil sie mit Übermuth die Ansprüche derjenigen zurückwiesen, die doch sonst die allgemeinen Loose der Menschheit mit ihnen theilten; sie haßte sie aus dem tief Innersten ihres Herzens, bis sie den jungen Patricier zum erstenmale sah und dieser Eine ihre ganze Liebe gewann, während ihr ganzer Haß noch auf seinen Glaubensgenossen ruhen blieb. Warum sollte sie Muskablüt's, der ihrer gehöhnt, der sie vor sich selbst erniedrigen wollte, schonen, wenn es galt, ihrem Stolze, dieser Leidenschaft, die von ihrer frühen Jugend

zur Herrscherin in ihr ernährt worden, ein nothwendiges Opfer zu bringen? Sie fühlte sich beruhigter, nachdem sie den Schwur des Rabbi vernommen, es war ihr ein Trost im Sterben, dem Vater, den gewiß ihr Tod schon in entsetzlichen Jammer stürzte, ein andres bittres Leid, eine Entdeckung, die ihn vielleicht ebenso tief verletzte, zu ersparen.

Wir wollen das Zartgefühl der Leserinnen nicht durch eine genaue Darstellung des letzten Todeskampfes der unglücklichen Jüdin auf eine schwere Probe stellen. Sie verlor die Besinnung und mit ihr das Gefühl der schrecklichen Qual, die, alles Widerstandes der Jugendkraft spottend, in furchtbarer Schnelligkeit Formen verzehrte, die noch vor kurzer Zeit geeignet waren, Neid und Bewunderung zu erregen. Im großen Vordergebäude ertönte das Jammergeschrei des trostlosen Vaters, die Wehklage des weiblichen und männlichen Gesindes; im Cheyle's kleinem Gemach wurden nur einzelne schwache Laute vom Munde der Sterbenden hörbar, die da anzeigten, daß ihre Seele von glücklichen Phantasieen heim-

gesucht wurde, daß der letzte Augenblick sich ihr mit sanften, unvernehmbaren Schritten näherte. Da ließ der Engel des Todes sein Schwerdt sinken und der bittre Tropfen der Vernichtung fiel auf das Herz, das hienieden so stürmisch bewegt worden, mit der die Leidenschaften ihr dunkles, verhängnißvolles Spiel getrieben hatten. Scheyle athmete nicht mehr. Manasse nahm den Talisman mit dem Siegel Salomonis, den er auf seiner Brust trug, hervor und preßte ihn an seine Lippen, damit der forteilende Engel des Todes ihm im Vorüberfluge nicht schaden könne. Dann winkte er dem Gehülfen Melach herbei, um Anstalten zum schleunigen Begräbniß, wie es die Sitte seines Volkes und noch mehr die Pestleiche selbst erheischte, zu treffen.

Muskablüt lag noch immer ohnmächtig und bewußtlos in seinem Versteck.

Drittes Kapitel.

Also ist der Welt Freud zu achten;
Wie reich, wie jung, zart, edel man in dieser Frist,
Und wie gewaltig man mag seyn,
Das ist zergänglich und nimmt schier ein Ende.

Im Hause des Herrn vom Rhein hatte das plötzliche Verschwinden Imagina's Sorge und Bestürzung verbreitet. Da man zugleich die zwei neugeworbenen Dienstboten vermißte, so traf diese ein schwerer Verdacht, in irgend einer freilich räthselhaften Absicht das Kind bei Seite geschafft zu haben. Als der Abend vorübergegangen, als Mitternacht nahe und weder von Imagina, noch dem Knechte und der Magd eine Kunde eingelaufen war, vereinigte man sich in der Vermuthung, das Kind möge von den losen Dienern, unter allerlei Vorspiegelungen

und Überredungen, bewogen worden seyn, sich mit ihnen zu den Geißlern zu begeben, um in der Theilnahme an ihrer düstern Buße eine Schwermuth zu heilen, die sich ihrer sonst heitern Seele, wenn sie der frühe geschiedenen, unglücklichen Eltern gedachte, nicht selten bemächtigte. Unzählige Beispiele lehrten, daß von diesem wahnsinnigen Geiste der Zeit Männer und Frauen, deren Seelenstärke sich in vielen Wechselfällen des Lebens bewährt, plötzlich befallen worden und sich ihm sklavisch hingegeben, wie viel leichter konnte nicht ein unerfahrenes Mädchen, ein Kind, dessen Gemüth eben so reizbar und schwach, wie lebendig war, von dem Strome, dem so Wenige widerstanden, hingerissen worden seyn!

Vor Frau Gisela suchte man dieses seltsame Ereigniß zu verbergen. Wenn sie in Augenblicken, wo sie sich vorübergehend von dem innern Kampf ihrer Zweifel befreit fühlte, nach dem Kinde fragte, so wurde eine Unpäßlichkeit als Ursache von Imagina's Abwesenheit angegeben. Regina litt unsäglich unter der Be-

sorgniß um die schwesterliche Freundin, unter der fortdauernden Gemüthskrankheit der geliebten Pflegemutter, deren traurige Selbstanklagen jetzt einen ernstern, schrecklichern, an Wahnsinn gränzenden Charakter anzunehmen droheten. Ihre Blindheit war jetzt nicht mehr ein körperliches, sie war ein Seelenleiden für sie geworden. Sie sah sie immer nur als ein strafendes Gericht Gottes, als das Zeichen seines Zornes an, über dessen Versöhnung sie jenen Kampf peinigender Zweifel bestand. Vor Salentin fürchtete sie sich. War er es nicht, dessen Streben, dessen Hoffnung, ihr den Gebrauch des zartesten Sinnes wiederzugeben, sich gegen ein Geschick, das ihr als der heilige Wille Gottes erschien, auflehnen wollte? In den Worten seiner Liebe, in den rührendsten Bemühungen, sie zu der Erkenntniß der Wahrheit zurückzuführen, glaubte sie nur die Stimme der Verführung, die Lockungen eines bösen Geistes, der die Liebe des Kindes zu seinen Gott beleidigenden Zwecken mißbrauchte, wahrzunehmen. Regina brachte die Nacht wachend an ihrem Lager zu. Welche Prüfung

für ihr liebevolles, dankbares Herz, die edle Frau, eine Heilige an frommem und tugendhaftem Wandel, in Jammer und Verzweiflung ringen zu sehn, Verwünschungen zu hören, die sie gegen sich selbst ausstieß, Zeuge der Ströme von Thränen zu seyn, die sie über eine Sündenschuld, welche nur in dem traurigsten Wahne bestand, vergoß!

Den jungen Arzt rief der Morgen zu seinen Kranken, die sich seit einigen Tagen auf eine beunruhigende Weise vermehrten. Eine düstre Ahnung ergriff ihn, als er sich von Regina, die ihn zur Hausthüre begleitete, trennte.

„Das Leben," sprach er, „treibt ein grausames Spiel mit uns. Der Wettersturm des Wahnsinns zieht auf die unglückliche Mutter heran; Imagina, die wir in kurzer Zeit alle lieb gewonnen, wie ein Kind vom Hause, ist uns auf eine unerklärliche Weise entrissen. Von dem Vater will ich nicht reden, denn seine männliche Kraft beginnt schon, sich wieder unter dem Drucke der Ereignisse, die sie niedergebeugt, zu erheben. Er ist selbst ausgegangen, Forschungen

nach dem Kinde anzustellen, und dieses Geschäft wird ihn wohlthätig zerstreuen. Aber du, Regina? Wo ist jetzt das Heiligthum eines Hauses, das wir vor den Gewaltthätigkeiten jener Unseligen sicher glauben könnten, unter denen auch dir ein Verfolger droht? Ich verlasse dich mit schwerem Herzen, Regina. Möge jener wunderbare Mönch, der mit dem Geheimnisse deines Daseyns vertraut scheint, der schon einmal, als ein hülfreicher Schutzengel dich dem wüthenden Geißlermeister entriß, über dir wachen, wenn ich fern bin."

Regina suchte den Freund zu beruhigen. Es war nicht zu glauben, daß man das Haus mit Gewalt zu erbrechen wagen würde, und gegen einen andern Versuch schützten Schloß und Riegel. Nur Hartmuth und Regina blieben bei Frau Gisela zurück. Die Treue des alten Dieners war bewährt, seit der Entfernung des fremden Lohngesindes konnte kein Argwohn eines Verrathes im Innern des Hauses mehr statt finden. Dennoch schied Salentin mit innrem Widerstreben. Er fühlte sich von unkla-

ren Besorgnissen, von trüben, verwirrten Bildern neuer drohender Mißgeschicke erfüllt.

Erst gegen Mittag kehrte der alte Herr zurück. Seine Bemühungen, eine Kunde von der verlorenen Imagina zu erhalten, die obrigkeitlichen Behörden zu Nachforschungen nach dem Kinde und den zwei entwichenen Dienstboten zu veranlassen, waren vergeblich gewesen. Man wollte in dieser Zeit, wo eine geringfügige Ursache die Sicherheit des gesammten städtischen Wesens auf das Spiel setzen konnte, sich durchaus zurückgezogen halten und am Wenigsten gegen die Geißler, die bereits eine Besorgniß erregende Gewalt auf das Volk übten, auftreten. Dann mußte Herr Hanns auch wiederum bemerken, daß er keine Freunde bei Rath besaß. Man sah den Mann ungern, der, als kaiserlicher Vogt, eine gewisse Unabhängigkeit vor der reichsstädtischen Obrigkeit behauptete, der die oft mit Schmälerung bedroheten Rechte der kaiserlichen Kammerknechte kühn und unpartheiisch vertrat. Gern nahm man dieser Gelegenheit wahr, dem heimlich genährten Groll, unter hinlänglich scheinenden Vorwänden, ein wohlgefälliges Opfer zu bringen.

Der Herr vom Rhein fühlte sich in seinem Patricierstolze, in seiner Amtswürde gekränkt. Er glühete noch vor Unwillen, als auf sein Klopfen die Thüre seiner Wohnung geöffnet wurde, als er die Schwelle seines Hauses betrat. In diesem Augenblicke zupfte man ihn am Mantel. Er wandte sich um und erblickte einen Knaben, der ihn forschend ansah, dann einen goldnen Ring mit einem kleinen Steine darreichte und sprach:

„Ich soll Euch hinaus bescheiden zum Hof der guten Leute. Dort wartet Eurer Derjenige, der Euch diesen Ring sendet. Ihr findet ihn hinter der kleinen Kapelle am Wege, wo die Aussätzigen Almosen erbetteln. Es ist ein wunderliches Ding um den Fremdling. Vor ungefähr acht Tagen begehrte er in der Nacht bei uns Herberge, wo doch sonst nur die Aussätzigen um Gotteswillen Unterkunft und Pflege finden. Mein Vater, der Pächter vom Hofe, nahm ihn auf, weil er sich durchaus nicht fortweisen wollte lassen. Aber bei Sanct Lorenz hat der Vater geschworen, es müsse etwas Andres,

etwas Vornehmeres hinter seiner Kaputze stecken, als ein bloßer Mönch von den grauen Büßenden. Gehabt Euch wohl, edler Herr! Vergeßt nicht: am Gut-Leut-Hof ist das Plätzchen, wo Ihr erwartet werdet."

Der Knabe eilte fort; der alte Herr stand sprachlos. Er starrte den Ring an, den seine Hand hielt, er erkannte den Stein, in den die kunstfertige Hand eines Italieners einen sterbenden Löwen eingegraben hatte. Eine ferne Vergangenheit dämmerte vor ihm auf. Er sah sich wieder in Rom, wo er vor vielen Jahren diesen Ring gekauft, an der Seite seines Freundes Meinrad zum Jungen, dem er in einer vertrauten Stunde das Kleinod zum Angedenken verehrt. Und jetzt kehrte es plötzlich in seine Hand zurück! Er hatte es vergessen, es war mit tausend ähnlichen Dingen, welche die Zeit gibt und wieder nimmt, seinem Gedächtnisse entschwunden, es hatte keine Bedeutung mehr für ihn gehabt und mit einemmale trat es nun bedeutungsvoll, ernst an den verlorenen Freund erinnernd, vielleicht ihn verkündend in sein Le-

ben! Doch nein! Der Knabe hatte von einem Mönche, von einem geweiheten Priester aus einem der strengsten Orden gesprochen. Und Meinrad — der alte Herr sah ihn noch immer vor sich im ritterlichen Schmucke, in jugendlicher Kraft, in der Blüthe seines Lebens und seiner Heiterkeit. Jenes Bild des unglücklichen, reuevollen Freundes war zu schnell an ihm vorübergegangen, um sich in seiner Seele festzusetzen; wenn er seiner gedachte, so legte er ihm das Äussere bei, unter dem ihm der Jüngling und Waffenbruder lieb geworden. Wie wenn der längst Verschollene jetzt erst gestorben wäre, und der Mönch ihm die Kunde seines Todes, den Ring als ein letztes Vermächtniß brächte? In diesem Gedanken glaubte Herr Hanns die Wahrheit getroffen zu haben. Er nahm sich nur Zeit, um Reginen durch Hartmuth von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen zu unterrichten, dann verließ er wiederum mit raschen Schritten das Haus und schlug den Weg nach jenem Orte ein, wohin ihn die Botschaft des Knaben, die wichtige Bedeutung des Ringes beschied.

Der Hof der guten Leute, im Munde des Volkes der Gut-Leut-Hof genannt, liegt unterhalb der Stadt am rechten Mainufer. Hier wölbt sich der Boden zu einem Hügel, der, wenn auch wenig über die ebene Umgebung hervorragend, dennoch eine offne, weite Aussicht Strom-auf und abwärts bietet. Jenseits der großen fruchtbaren Ebene, die hier durch den Fluß begränzt wird, erhebt sie der waldige Taunus, mit seinen sanft gewölbten Anhöhen, mit den noch in ihrem Verfalle stolz emporstrebenden Trümmern der Festen Königstein und Falkenstein. An seinem Fuße fließt durch Wiesenauen das Flüßchen Nidda hin. Welche Erinnerungen einer großen, untergegangenen Weltherrlichkeit blühen an diesem Boden auf? Welche Trophäen, ruhmgeschmückt durch zahllose Siege, wühlt nicht oft das friedliche Werkzeug des Landmanns aus ihrem langen Grabe hervor? Die Weltgröße Roms ist verschwunden, wie ein Traum, der beängstigend auf der Geschichte der Völker lag, aber die Spuren dieser Größe drängen sich selbst in den fernsten Ländern, wohin sie reichten, mit

ihrer Gruft empor und mahnen an Freiheit, Selbstständigkeit und eigene Größe. Der Hauch des Windes spielt jetzt mit der Aehre, die auf den Lagerplätzen der alten Weltherrscher wächst, der Friede ruht auf ihnen, denn sein Reich ist doch das dauerndste, weil es ein himmlisches ist.

In jener Zeit, mit der wir einige Ereignisse zu einem romantischen Bilde zusammenzustellen versuchen, bot der Hof der guten Leute noch nicht, wie jetzt, den Anblick ländlicher Ruhe und Harmlosigkeit dar. Er war mit einem breiten Laufgraben versehen, mit einer Umgebung starker Mauern, in denen sich mehrere Schießscharten zeigten und welche den Eingang nur vermittelst einer Zugbrücke, die am Abende aufgezogen wurde, gestatteten. Die Besitzer jener Ritterburgen, die damals noch unverletzt und in stolzem Trotze vom Saume des Gebirgs herüberdroheten, waren den Eigenthümern oder Pächtern solcher einsam gelegenen Höfe ebenso gefährlich, wie den Frachtwagen und Lastrossen der Kaufleute auf offener Heerstraße. Die Heerde des Landmanns galt ihnen für eine gute Beute, seine

Erndte war vor dem gewaltigen Faustrechte nicht sicher. Da bedurfte es nun eigner Wehrhaftigkeit, stets fertiger Zurüstung den räuberischen Feind abzuhalten, bis die Bürger und Söldner der Stadt Hülfe brachten, die aber auch oft nicht zureichten und der Übermacht oder größern Kampffähigkeit der Raubritter weichen mußte.

Den guten Leuten, wie man die Bewohner des Hofes nannte, lag die besondere Verpflichtung ob, die am Aussatze Erkrankten, welche man für unheilbar hielt und ärger, als Pestkranke, verabscheuete, in Wohnung und Pflege zu nehmen. *) Hier stand eine Kapelle am Wege, der Mutter Gottes geweiht, in der kein Vorübergehender das Schärflein seiner Andacht darzubringen unterließ. An beiden Seiten der Kapelle befanden sich zwei enge Behältnisse, jedes groß genug, daß ein Mensch aufrecht darin stehn konnte. Hinter den eisernen Gitterfenstern dieser

*) Auch bei Straßburg und noch andern Städten, gab es solcher Höfe zu den guten Leuten, deren Bewohner dieselben Verpflichtungen gegen die Aussätzigen hatten.

Behältnisse zeigten sich verlarvt und tief verhüllt, jene unglücklichen Ausgestoßenen, mit zwei hölzernen Schalen zusammenklappernd und in diesen die Almosen, welche ihnen das Mitleid reichte, aufnehmend. Für sie gab es nicht Eltern, nicht Kinder, nicht Geschwister und andre Verwandte, nicht Freunde mehr. Die entsetzliche Krankheit trennte die heiligsten Bande des Lebens, sie schied glückliche Gatten, sie riß den Säugling von der Brust der Mutter. Was die Geselligkeit, was die bürgerliche Vereinigung den Menschen segensreich gewährte, das verlor der Aussätzige im Augenblicke der Entdeckung seines Übels. Für ihn war die Welt todt; er für sie — und dennoch fühlte er innig sich noch lebendig, dennoch sprachen in ihm alle schönen und liebevollen Empfindungen, wie sonst, dennoch blieb ihm die irdische Sehnsucht nach seinen Lieben und Freunden, dennoch trieb es ihn, sich den Menschen anzuschließen, mit ihnen zu streben, mit ihnen zu leiden, mit ihnen sich zu erfreuen. Aber nirgends eine Entgegnung dieser Stimmen in seinem Innern! Wie über Dante's Höllenpforte, so

hätte auch über seinem kerkerähnlichen Aufenthalte die gräßliche Inschrift: Lasset alle Hoffnung draußen! ihre Stelle finden können.

Unfern der Muttergotteskapelle erblicken wir auf einem Steinsitze einen Mann, der uns nicht fremd ist. Freilich verbirgt ein weites graues Gewand seine Gestalt, eine tief herabhängende Kapuze seine Gesichtszüge; allein seine kräftige Haltung, das Edle seiner Bewegungen, lassen uns mit Bestimmtheit jenen Mönch in ihm erkennen, in dem Salentin den Sänger von der Ingelheimer Au ahnt, der bei jenem Bankett im Lateran Reginen süße Worte des Trostes und der Hoffnung zuflüsterte, der den bedrängten Simeon in seinen Schutz nahm und, wie ein vom Himmel gesandter Engel, zur Rettung Reginen's gegen Galeazzo auftrat. Er steht auf und schreitet unruhig auf dem Raume vor der Steinbank hin und her. Seine umherschweifenden Blicke ruhen bald auf den Wellen des Stroms, der sich hier in einer Krümmung an's Ufer drängt, bald auf den Häusern und Thürmen der Stadt, bald auf dem majestätischen

Halbkreise des Waldgebirges, das mit weit ausgebreiteten Armen die reiche Ebene umschließt. Warum trübt sich da plötzlich sein Auge, warum entsteigt ein tiefer Seufzer der Brust, die gewiß schon das Grab vieler bittern Erfahrungen geworden? Ist es das fernherleuchtende Kapellchen der Hofheimer Höhe, das ihn zu Empfindungen der Andacht belebt? Ist es der Gedanke an das allgemeine Elend, das der Würgengel der Pest auch über diese gesegneten Gefilde gebracht, der ihn mit Trauer erfüllt? Folget nur der Richtung seines Blicks! Er hängt an jener schroffen Felsenspitze, auf der sich am Rande des Horizonts der stattliche Bau eines Ritterschlosses erhebt, an den Thürmen, die es krönen, an dem Himmel, der sich über ihm wölbt. Welche tief ergreifende Empfindungen, welche mächtige Erinnerungen ziehen von dort herüber und bewegen die Seele des Mönchs! Er breitet die Arme nach jener Gegend hin, sein ganzes Wesen zeigt sich von leidenschaftlichen Empfindungen hingerissen — da neigt sich sein Haupt plötzlich langsam und traurig zur Brust, seine Arme sinken

nieder, er wendet sich um und nimmt seinen Platz wieder auf dem Steinsitz, das Haupt müde in die Hand stützend, sich Gedanken hingebend, die gewiß jede heitre Regung ausschließen. Und besitzest du keinen Freund, du Armer, in dessen Herzen du deinen Kummer ausschütten kannst, dessen Theilnahme ihn dir erleichtert? Ein Hund, dessen langsame Bewegungen, dessen ganzes Äußere Müdigkeit und Hinfälligkeit des Alters verkündigen, kriecht unter der Bank hervor. Er richtet sich an seinem Herrn auf, er sieht ihn mit treuherzigem Auge an, er leckt ihm wedelnd die Hände.

„Ich bin ausgezählet,
Man weisset mich Armen vor die Thür,
Untreu ich spür'
Nun zu allen Zeiten!"

singt mit halblauter, aber melodischer Stimme der Mönch klagend vor sich hin. Da vermehrt der Hund, als verstände er den Sinn dieser Worte, seine Liebkosungen. Er versucht, gleichsam um den Herrn zu erheitern, einige Sprünge,

die ihm in den Tagen seiner Jugend besser gelungen seyn mögen, als jetzt, wo das Alter seine Glieder lähmt; er kehrt wieder zurück, er sucht erst durch leisere, dann durch lautre Töne den Herrn aus seinen düstern Träumereien zu erwecken.

Aber Herr und Hund bleiben nicht lange sich selbst überlassen. Von der Stadtseite her naht mit hastigen Schritten, mit ungeduldiger Gebehrde, ein Mann von stattlichem Ansehn. Dünne graue Locken drängen sich unter dem Barett mit der Reiherfeder hervor, aber er trägt das Haupt noch ungebeugt, sein Auge blickt lebhaft, wenn auch das Antlitz von Furchen des Alters durchzogen ist. Sein Anzug ist ein leichter ritterlicher, ohne Rüstung oder Panzer, ein kurzer Sammtmantel fällt von der Schulter herab. Die Blicke des Mannes schweifen forschend umher. Bald haben sie den Mönch gefunden. Seine Schritte beschleunigen sich, nach wenigen Augenblicken steht er vor dem grauen Büßenden. Jetzt wird dieser durch das unruhigere Bellen des Hundes, durch dessen Knurren, das die Annäherung eines

Fremdlings verkündigt, aus seinen Gedanken emporgerissen.

„Zurück, Probus!" ruft er und bei diesen Worten bebt der Wanderer aus der Stadt heftig zusammen, streckt mit zweifelhafter Gebehrde die Rechte gegen den Mönch hin und sieht ihn mit einem seltsamen Ausdruck, in den sich Hoffnung und Ungewißheit mischen, an. Der Mönch hat sich erhoben, doch macht er keine Bewegung, die dargebotene Rechte des Wanderers anzunehmen. Als wolle er geflissentlich jede Berührung mit ihm vermeiden, schlägt er beide Arme unter und betrachtet ihn mit einem langen, schwermüthigen Blicke.

„Ich versprach dir einst, daß du mich wiedersehn würdest;" hebt jetzt der Mönch in einem Tone an, der den Wanderer bis in die Tiefe seines Herzens erschüttert. „Viele Jahre sind seit jenem Tage hingeschwunden. Wir sind alt geworden; du in den Freuden des häuslichen Glücks, ich in Reue und Buße."

„Meinrad!" rief Herr Hanns vom Rhein, den die Leser gewiß schon in dem Wande-

rer erkannt haben. „Du bist es, du stehst vor mir als ein Verlorener der Welt, in der düstern Kleidung eines schwer Büßenden!“

„Ich bin es!“ antwortete schwermüthig der Mönch, indem er die Umarmung des alten Freundes mit einer verneinenden Bewegung zurückwies. „Berühre mich nicht! Sieh die Verweigerung meiner Hand nicht an, als ob das alte Wohlwollen in meiner Brust erstorben wäre. Es blüht ewig jung, ich habe es gepflegt mit Reue und Buße. Meine Gelübde sind streng. Sie verweisen mich in die Wohnung derjenigen, die die Menschheit mit Abscheu ausgestoßen, sie gestatten mir für dieses irdische Leben nur diese eine Zusammenkunft mit dir, die letzte, in der du mich wohl nicht umsonst wieder um Verzeihung betteln lässest!“

„Unglücklicher Freund,“ versetzte tief gerührt Herr Hanns, „wie gern hätte ich damals schon, an jenem schrecklichen Tage, als du mir dein Mißgeschick und deine Reue offenbartest, das Wort der Versöhnung gesprochen! Glaube mir, deine rasche Entfernung, die Unmöglichkeit, dich

meine Gesinnungen wissen zu lassen, haben mir manche trübe Stunde verursacht. Jener Augenblick steht noch immer lebendig, entsetzlich vor meinem Geiste. Bei'm Haupte des heiligen Bartholomäus, es hätte auch mehr als menschlicher Kraft bedurft, in einem Sturme, der so plötzlich auf mich hereinbrach, wie dieser, die Besonnenheit zu bewahren! Aber wie oft habe ich deiner gedacht, wie oft deine Gegenwart ersehnt, wie oft gewünscht, dir auf dem einsamen Pfade deines Lebens, wie ehemals, als Freund zur Seite wandeln zu können."

„Die Freundschaft der Menschen habe ich verscherzt," erwiederte in einem bittern Tone der Büßende, „und ihrer Verzeihung darf ich mich nur erfreuen. Seit Jahren ist mein Leben das eines strengen Einsiedlers und der einzige Gefährte, der oft meine Trauer zu verstehn schien, war dieser Hund."

Er beugte sich zu dem treuen Thiere hinab, er überließ ihm seine Hand zum Spiele.

„Die alte Zeit wird wieder jung;" sagte der Herr vom Rhein. „Ist dieses derselbe Hund,

den du am dritten Geburtstage Salentin's von mir erhieltest?"

„Er ist es;" antwortete der Mönch. „Er besuchte noch oft mit mir Euer Haus, bis — doch du weißt ja, was uns da plötzlich trennte. Wie elend, wie arm wäre ich gewesen seitdem ohne ihn! Welche Erinnerungen frischte seine Nähe immer neu in mir auf, welche Hoffnungen, dich dereinst versöhnt wieder zu sehn! Gott ist gnädig, daß er mich nicht hat sterben lassen, ehe diese Hoffnung erfüllt worden."

Es trat eine Stille ein, in der sich beide Männer den verschiedenartigen Betrachtungen, welche diese Stunde in ihnen erregte, hingaben. Die Jahre der Jugend, ihre kühnen und freudigen Spiele hatten sie miteinander verbunden, die des Mannes sie ernst und verhängnißvoll getrennt den einen hatte das Schicksal in eine Laufbahn würdiger Bestrebungen, in eine glückliche Vereinigung der Liebe, in das schöne Verhältniß eines Vaters, der mit Stolz auf den zum Manne gewordenen Sohn bl cken kann, geführt; der andre war einer tückischen Macht heim-

gefallen, die sein Herz umgarnt und es zu Verrath und Untreue an dem Freunde hingerissen, die ihn dann selbst mit den nämlichen Wunden, welche er dem Freunde geschlagen, heimgesucht, die Alles, was er geliebt, von ihm getrennt, die seine schönsten Jahre mit Reue, Buße und Entbehrung erfüllt. So standen nun die beiden, noch rüstig, aber dem Greisenalter nahe, einander gegenüber. So bedachten sie, was sie gewonnen und verloren, was dem einen die Treue gewährt, dem andern die Untreue entrissen.

„Es ruht noch ein Geheimniß auf meiner Seele," unterbrach endlich der Mönch diese drükkende Stille, „das der heutige Tag entschleiern soll. Vernarbte Wunden werden wieder bluten, alte Schmerzen in ihrer ersten frischen Kraft meine Seele zerreißen, aber der Augenblick, den ich viele Jahre hindurch ersehnt habe, wo ich endlich mich des Besitzes eines einzigen köstlichen Kleinods rühmen darf, hat auch seine Freuden, vielleicht die letzten für mich auf der irdischen Bahn des Wallers. Du hast mir dieses Kleinod erhalten, du hast seiner gepflegt mit Vaterliebe,

du hast meinen Verrath mit Güte gelohnt, du hast denjenigen gesegnet, der einst das Ärgste an dir gethan."

„Deine Worte sind mir Räthsel;" antwortete befremdet der alte Freund. „Ich sah, ich hörte nichts von dir seit so vielen Jahren, alle meine Nachforschungen blieben vergeblich — wie konnte ich, was ich so gern gewollt hätte, gegen dich üben? Wie konnte ich dir zeigen, daß ich mit dir trauerte über dein Mißgeschick, daß du mir noch werth warest, wie ehemals?"

„Der Tag ist gekommen, dem ich diese Entdeckung gelobt, und ich darf dir nun einen Theil von dem Räthsel meines Lebens offenbaren;" versetzte der graue Büßende. „Höre mich ruhig an! Ich muß von dem Tage beginnen, wo ich dich zum letztenmale sah, wo ich, von meinem Weibe verrathen und verlassen, getrennt von meinem Kinde, das die Treulose mit sich genommen, bei dir nicht die Verzeihung zu finden wähnte, nach der eine quälende Sehnsucht meine ganze Seele erfüllte. Verzweiflungsvoll stürzte ich fort, mit

dem Drange zum Selbstmord, mit dem Haß gegen das Leben ringend. Ich irrte lange umher, ehe ich meiner Sinne wieder mächtig wurde, ich war oft nahe daran, diesem peinlichen Leben ein Ende zu machen, aber dann stieg das Bild meines Kindes vor meiner Seele auf, lächelnd und lieblich, wie ich es zuletzt gesehn, und Hoffnung und Vaterliebe hielten mich an das Daseyn gefesselt. Welche schwere Kämpfe zwischen dem Drucke der Schuld, dem Wahnsinn der Verzweiflung und der Liebe zu einem schuldlosen Wesen, das mich noch nicht Vater nennen konnte! Und wo weilte diese süße Frucht eines unseligen Bündnisses, dieser Engel, der sich aus einer Nacht des Verbrechens zu einem Tage voll Liebe und Unschuld emporgerungen hatte? Freund, die Liebe und die Rache sind listige Führer! Ich fand Richardis wieder, ich fand sie mit ihrem Buhlen. Er fiel als ein Opfer meiner Wuth, sie entfloh, mein Kind, das sie als eine unbequeme Last einer Bäuerin zur Pflege übergeben hatte, nahm ich mit mir. Das war zu jener Zeit, als eines Abends auf der Schwelle deines Hauses ein

Mägdlein gefunden wurde, ein Kind, lieblich und reizend, wie eine kaum entfaltete Blüthe —"

„Heiliger Georg!" rief, den Mönch unterbrechend, Herr Hanns: „Regina ist dein Kind?"

„Ein ehlich Sproß, aus heil'gem Band,
Regina in der Tauf genannt!"

versetzte mit den Worten jenes Pergamentes, das unter dem Haupte des Kindes gefunden worden, der graue Büßende. „Regina ist meine Tochter, aus dem alten Geschlechte der Zum Jungen, ebenbürtig den ersten Patriciertöchtern der Vaterstadt. Wo konnte ich sie besser hinlegen, als auf die Schwelle einer Wohnung, in der die Tugend und die Treue walteten, als an die Brust einer Frau, wie deine Gisela, die nur von Sanftmuth und Liebe zu der Menschheit erfüllt ist? Mich trennte der Fluch der alten, die Schuld einer neuen Sünde von dem Kinde. Jener Unglückliche, dem Richardis sich in strafwürdiger Neigung ergeben, den mein Schwerdt tödtlich getroffen, war ein Diener der heiligen

Kirche gewesen. Sie hatte ihn hoch gestellt, schon reichte seine Hand nach einem Bischofshute, als sie unter meinem Schlage erkaltete für immer. Die heilige Kirche verzeiht schwer. Sie verfolgte mich mit ihren Bannstrahlen, und ich fand bald keine Stätte, wo ich sicher mein Haupt zur Ruhe legen konnte. Ich hatte den Verführer meines Weibes in seinen Sünden hingeopfert, er hatte seinen Geist aufgegeben, ohne mit seinem Gott versöhnt zu seyn. Das war ein schwerer Vorwurf, den ich mir zu machen hatte, aber wie leicht noch gegen das quälende Bewußtseyn, den Freund verrathen zu haben! Ich pilgerte nach Rom, um von dem Kirchenbanne befreit zu werden, ich sah jenes Land wieder, wo mich zuerst die unseligste Leidenschaft ergriffen, wo sie die Saat zum Verbrechen in meine Seele gelegt. Es waren schreckliche Tage, die ich dort verlebte. Alles mahnte mich an eine glückliche Zeit, an ein heitres Leben ohne Schuld, und dabei trat die Gegenwart schrecklich zu mir heran und erzählte mir von gräßlichen Dingen, die dazwischen lagen, von gebrochener Treue, von Verrath,

schwerem Frevel und dunkler Begründung einer ganzen Zukunft voll Buße und Reue. Ich stand in einer hellen Mondnacht vor den Ruinen des Collossäum's. Da glaubte ich dich und Richardis, diese zärtlich an deine Brust geschmiegt, in einem der obern Schwibbögen zu sehen, da lächeltet ihr, beseligt durch das Glück der Liebe, herab und ich — ich war es gewesen, der dieses Glück vernichtet, der Richardis vielleicht zuerst auf einen Pfad des Verderbens und der Schwächen gelockt, den sie nun nicht mehr zu verlassen vermochte. Ich hatte gegen dich, gegen mich selbst gewüthet. In meinem Herzen brannte jetzt die Gluth, die ich treulos in das deine, wo Gottes Huld sie gelöscht, geschleudert, in mein Haupt schlug ihre Flamme empor, es zu Tollheit und Verzweiflung entzündend. Wahnsinnig stürzte ich in das Innere des Riesenbau's. Ich rief die Schatten der Fechter, die hier einst zur Ergötzung einer blutgierigen Menge unter den Rachen der Raubthiere geblutet, empor, daß sie mich vernichten sollten, ich beschwor die Geister eines Nero und Caligula die Qualen, die sie für ihre

Schlachtopfer mit erfinderischer Grausamkeit ersonnen, auf mein Haupt zu häufen. Der Wahnsinn ist ein schrecklicher Teufel! Er sammelte alle jene Gestalten um mich, die ich aus der Asche, in der sie längst verfallen, hervorrief. Die Gladiatoren, der Muttermörder Nero, der entsetzliche, hohnlächelnde Caligula umgaben mich. Ich vernahm unzähliche Stimmen im wilden Gewirr, und wenn ich mich faßte und diese Stimmen zu verstehn suchte, so hörte ich meine Geschichte, die Erzählung meines Verbrechens, meines Elends. Eine ungeheuere Angst ergriff mich. „Du mußt büßen, büßen!" rief es in mir. „Wehe deinem unsterblichen Theile, wenn du ein Opfer dieser fremden Wesen wirst, deren Heimath das Heidenthum ist, ehe du eine lange Zeit mit Buße und Entbehrung erfüllt!" Außer mir stürzte ich die Stufen des Colossäum's hinan, das Gesindel hohnlachend hinter mir her. Eine tolle Jagd begann durch die öden, verfallenen Gänge, in die der Mond durch Spalten und Öffnungen bleiche Lichter warf. Ich war das Wild; gehetzt von dem wüthenden Heere der

entsetzlichen Spukgestalten langte ich endlich, über verfallene Treppen, über tausend Hindernisse, auf der Zinne des ungeheuern Baues an. Da erblickte ich dich wieder. Du standest am Rande des Abgrundes, der sich in die Straßen der Weltstadt hinabsenkt, du warst allein, du sahest mich mit trauernden wehemüthigen Blicken an, du hobst warnend die Hand gegen die Tiefe hin, dann warst du verschwunden. Dein Anblick hatte mich mit wunderbarer Kraft erfüllt, ich fühlte, daß mein Schutzengel in Freundesgestalt zu mir getreten war. Ohne dich hätte mich das Heer der Gespenster, das mein Wahnwitz erweckt, in den Abgrund, in die Vernichtung getrieben. Es war ganz still, es war ganz friedlich um mich geworden. Ich knieete nieder, ich konnte zu der heiligen Mutter Gottes beten. Es war, als ob ihre Liebe mich aus Millionen Sternenaugen anblicke. Und in dieser Liebe lag zugleich eine ernste Mahnung zu strenger Buße, zu langer Reue. Da drängte es mich, diese Liebe durch ein großes Gelübde an mich zu fesseln, daß sie mir beistehe auf dem dornenvollen

Pfade der Zukunft, und ich gelobte der Himmelskönigin, mein einziges Kind nicht eher wiederzusehn, als bis es dem achtzehnten Jahre nahe sey, nicht eher seine Herkunft zu offenbaren, als an dem Tage, wo es dieses erreicht haben werde. Heute ist der Tag, meine Zunge ist ihres Eids entbunden und Regina zum Jungen steht gewiß deinem Herzen nicht ferner, als Regina, der Findling."

„Meinrad," rief der Herr vom Rhein, den diese unerwartete Entdeckung in freudige Verwirrung versetzte, „deine Worte senden ein heitres, erquickendes Licht in eine trübe, dumpfe und schwere Zeit! Komm mit mir, komm an das Herz deiner Tochter! Glaube mir, du wirst den Segen in mein Haus bringen. Gisela, mein gutes Weib, ist von schwerem Gemüthsleiden heimgesucht, allein eine Entdeckung, wie diese, kann mit einemmale die Nacht, die ihre Seele umgibt, erhellen. Komm mit mir, Meinrad! Laß uns keinen Augenblick zögern, Reginen einen Vater, dir eine Tochter wiederzugeben. Wie wollen wir im treuen Bunde nun

ein neues glückliches Leben beginnen, und ruft auch die strenge Regel deines Ordens dich aus unserm Kreise, so bleibt uns doch die Hoffnung, dich von Zeit zu Zeit wiederzusehn!"

„Mein Gesetz ist das keines Ordens;" erwiederte sehr weich der Mönch. „Zähle mich zu den Ausgestoßenen, zu den Ausgeschlossenen der Menschheit, welche die Kreise ihrer Liebe fliehen müssen, von denen der Einzelne sich mit Abscheu wendet, vor denen sogar die Pforten der Klöster sich verschließen. Meine Buße, meine Entsagung endigt nur mit meinem letzten Odemzuge. Ich lebe ein wunderbares Leben. Mein Gedanke, mein Wort geht siegreich durch die Gauen des deutschen Vaterlandes, mich kennt Niemand, mich fliehen Alle. Noch einmal: nur im Grabe finde ich das Ende meiner Leiden. Aber Regina, die unschuldig mit mir hat büßen müssen, soll nicht länger den Freuden des Lebens, den Rechten, auf welche ihre Geburt ihr Anspruch gibt, entsagen. Vor aller Welt lasse sie als meine Tochter, als das Kind Meinrad Crafft's zum Jungen auftreten. Wenn sie aber nach

ihrem Vater fragt, nach ihrer Mutter, wenn das Kindesherz sich regt in Liebe und Sehnsucht, dann sprich ihr von den Eltern als von Todten, dann gedenke nur leichthin der Mutter, dann sage ihr, daß der Vater auf weiter Wallfahrt nach einem heiligen Ziel umgekommen sey."

Der Herr vom Rhein blickte seinen Freund mit einer Gebehrde an, die das lebhafteste Erstaunen verrieth.

„Wie," sagte er in einem schwankenden, zweifelhaften Tone, „du willst nicht selbst Reginen als dein Kind begrüßen, sie nicht nach so langer Entbehrung an dein Vaterherz drücken? Bei'm Haupte des heiligen Bartholomäus, dich hält auch, wie meine arme Gisela, ein trauriger Wahn in seinen Banden! Komm mit mir, Meinrad! Gib dich freudig und vertrauungsvoll dem Leben hin und es wird dich freudig aufnehmen, dich mit Vertrauen auf die Zukunft erfüllen."

„Ich darf nicht;" war die schmerzlich lautende Antwort des grauen Büßenden. „Höre mich weiter und du wirst dich überzeugen, daß

ich für mein Kind ein Todter seyn muß, bis der Tod selbst kommt und den Schein zur Wahrheit macht. Ich harrte lange in der heiligen Stadt," fuhr er in seiner Erzählung fort, „bis ich die Bande, die mich mit Richardis strafbar vereinigten, gelöst sah, bis ich Freisprechung von der Sünde, einen Diener der Kirche getödtet zu haben, erhielt. Mir ward auferlegt, mein Leben in stiller Verborgenheit, in einem Kloster der grauen Büßenden hinzubringen und zu beschliessen. Von der schwersten Schuld aber, die meine Seele quälte, konnte mich Niemand freisprechen. Das fühlte ich, deshalb beichtete ich sie auch nur Gott, nur der heiligen Königin des Himmels. Aber keine Ruhe kam in mein Herz, ich hatte an der Liebe des Freundes gesündigt und je inniger ich selbst ihn noch immer liebte, desto verabscheuungswürdiger schien mir mein Verbrechen. Mit zerrissener Seele wandte ich meinen Schritt der Heimath zu. Die blauen Berge mit den Eisgipfeln, hinter denen das Vaterland lag, stiegen vor mir auf, ich athmete schon seine erquickende Luft, die herüberwehete, aber es dünkte mich,

als kehre ich, eben so sehr mit Verbrechen beladen, heim, wie ich ausgezogen war. Da hörte ich von einem wunderbaren Einsiedler, der tief in den innern Schluchten des Gebirges wohne. Man schilderte ihn als einen Mann, der sich selbst die strengsten Bußen auferlegt habe, der wegen seines frommen Wandels von Gott begnadigt worden sey, wunderbare Heilungen an Kranken und Gelähmten zu vollbringen. In der Welt sollte er einst einen großen hochberühmten Namen geführt haben. Doch konnte Niemand mit Gewißheit Etwas hierüber sagen. Einige behaupteten, er sey der unglückliche Kaisermörder, Johann von Schwaben, der bettelnd und barfuß zu dem heiligen Grabe nach Jerusalem gewallt, dort seiner Sünden losgesprochen sey und nun in Werken der strengsten Buße und Reue sich Gott wohlgefällig mache; andre meinten, er sey ein vornehmer italienischer Kirchenfürst, der gegen die heilige Kirche sich schwer vergangen, von ihr ausgestoßen worden, aber sich bekehrt und durch diese Bekehrung die Gunst des Himmels gewonnen habe. Man

sprach in jener Gegend nur von der Heiligkeit dieses Mannes, man sah ihn als ihren Schutzgeist an, man erzählte von entsetzlichen Verbrechern, die reuig zu ihm gewandert waren, um ihm zu beichten, um sich von ihm Strafe und Buße vorschreiben zu lassen. Wie, rief es plötzlich aus der Tiefe meines Innern, wenn auch du dich vor diesem Heiligen niederwürfest, wenn du deine Seele bis in ihre innerste Falten vor ihm offenbartest, wenn er dir das Gesetz einer Buße auferlegen könnte, schwer genug, deiner schweren Schuld zu genügen, kräftig versöhnend, dich vor Gott und dir selbst zu reinigen? Er kennt das Verbrechen und seine Qualen, er hat reuig mit der Schuld gekämpft und gerungen, er ist als Sieger gegangen aus diesem Kampfe, wo fände ich denjenigen, der die Macht besäße mich zu entsündigen, wie er? Ich ließ mir den Weg nach seinem einsamen Aufenthalte beschreiben. Er führte an Abgründen und schäumenden Wasserstürzen, unter überhängenden Felsen mit Schneehäuptern hin. Ich glitt in den brausenden Bergstrom hinab, die stürzende Lawine

schwirrte über mein Haupt hin, aber meine Stunde war noch nicht gekommen: in den Wellen rettete mir ein herabhängender Baumzweig das Leben, der Sturm des Schneesturzes warf mich nieder, er selbst traf mich nicht. So gelangte ich endlich, nach unsäglichen Beschwerden, verwundet und blutend, erschöpft und todtmüde, in eine Einöde, wo die ganze Schöpfung erstorben schien. Kein Halmwuchs auf dem Felsengrunde, ringsum starrten nackte Klippen empor, kein rauschender Quell ließ sich vernehmen, kein Thier war zu sehen und zu hören. In der Mitte des schauerigen Thalgrundes zeigte sich ein stehendes dunkles Wasser. In ihm spiegelten sich die Felsengipfel, der Himmel, selbst die Sonne schwarz wieder. Ich mußte den See umschreiten, ich mußte einen steil aufwärts führenden Pfad erklettern. Dann stand ich neben einem Kreuze, von hohen Holzblöcken zusammengefügt, vor einer Höhle, die eher der Wohnung eines wilden Thieres, als eines Menschen, ähnlich war. Aber ich konnte nicht irren, so hatte man mir den Aufenthalt des Einsiedlers

beschrieben. Der Eingang war eng. Auf Händen und Füßen kroch ich über einen schlüpfrigen Boden in das Innere der Höhle. Hier fand ich einen Raum von der Größe eines ansehnlichen Gemaches, ein dämmerndes Licht fiel durch eine Spalte in der Decke herein und ließ die Felsenwände, die allerlei seltsame Gestalten zeigten, erkennen. Wasser tropfte allenthalben herab, nirgends war irgend eine Geräthschaft, wie sie die Bequemlichkeit oder auch selbst nur das Bedürfniß des Menschen erheischt, zu bemerken. Da erhob sich hinter einem altarähnlichen Felsenblocke eine große, hagre Gestalt im dunkeln Einsiedlergewande. In das bleiche Antlitz waren tiefe Furchen gezogen, über die dunkeln, zur Erde niedergeschlagenen Augen erhob sich eine hohe Stirn, ein wild verwirrter Bart reichte dem Einsiedler zur Brust herab. Ein Wink seiner Hand deutete mir an, näher zu treten. Er betrachtete mich aufmerksam, aber er sprach nicht. Ich kann nicht sagen, welche Hoheit, welche Herrscherkraft, aber auch zugleich welche fromme Demuth aus diesen Zügen sprachen. Ich glaubte

eine überirdische Gestalt vor mir zu sehen. Meine Kniee beugten sich unwillkührlich, ich sank vor ihm nieder, ich gestand ihm Alles, was meine Seele beschwerte. Niemand hatte noch je mein Herz, mein ganzes Leben durchschaut, wie dieser Mann. Er hörte mich ruhig an. Dann machte er das Zeichen des Kreuzes über mich, aber er sagte nichts, er legte den Finger auf die Lippen, woraus ich schloß, daß ihm jetzt ein Gelübde zu reden verbiete. Er wies mir eine Lagerstätte in einem Winkel der Höhle auf feuchtem Stroh an, er theilte seine kärgliche Mahlzeit, aus wenigen Waldwurzeln und Quellwasser bestehend, mit mir. Von den Mühseligkeiten der Bergwanderung ermüdet, schlief ich bald ein, aber oft erweckte mich in der Nacht sein lautes Gebet, das er vor einem altarähnlichen Stein verrichtete. Mitternacht mochte vorüber seyn, als der Mond durch die obere Felsenspalte sein Licht in unsern Aufenthalt sandte. Da erblickte ich den Mann knieend, sein Angesicht von einer wunderbaren Verzückung umflossen, empor zu'm nächtlichen Himmel schauend. „Herr,“ sprach er in einem begeisterten

Tone, „du vernimmst die Stimme aus dem Grabe, das Gebet dessen, der den Menschen gestorben ist. Vor dir leben Alle, die Lebendigen und die Todten und du sammelst sie zum Gerichte. Mich hast du nicht gerichtet, mich hast du begnadigt. Was wäre die Menschheit vor dem richtenden Gotte, wenn er nicht zugleich auch ein gnädiger wäre? Der Hauch deines Odems bläs't die Sünde von uns hinweg, wie ein Stäubchen von der Blume, und der Sünder, der den rechten Weg zu dir zu finden weiß, wären seine Verbrechen auch schwer, wie die That eines Vatermörders, wird Gnade finden vor deinem Auge." Erst gegen Morgen suchte und fand er eine kurze Ruh. Ich harrte diesen und den folgenden Tag bei dem Einsiedler, ohne daß er eine Frage an mich richtete oder eine der meinigen beantwortete. Immer verwies mich jenes Zeichen des Schweigens und eine beruhigende Gebehrde zur Geduld. Nur im Gebete wurde der fromme Mann laut und dann strömten ihm Gedanken und Worte in einer Fülle, in einer Beredsamkeit zu, die mich erschütterten, mich unwiderstehlich an seine Seite

hinrissen und mein Gebet mit dem seinigen vereinigen ließen. Am Morgen des dritten Tages erweckte er mich, reichte mir die Hand, um mich vom Lager zu erheben und brach zum erstenmale das Schweigen, das er seit meiner Ankunft in der Einsiedelei gegen mich beobachtet hatte. Ich erfuhr nun, daß sein Gelübde ihn sechs Tage in der Woche zum Schweigen verpflichte, daß während dieser Zeit nur das Gebet eine Ausnahme gestatte, daß aber der siebente Tag ihm erlaube, auch auf das Heil Andrer zu wirken, ihre Beichte zu höreu, ihre Buße zu bestimmen. „Heiliger Mann," rief ich, indem ich mich vor ihm niederwarf, „ein großer Sünder liegt zu deinen Füßen! Ich habe dir schon entdeckt, was mich quält, ich habe die Sündenlast vor dir geoffenbart, die mich immer tiefer zum Abgrunde der Verzweiflung drängt. Was soll ich thun, den Frieden mit Gott, mit mir selbst herzustellen?" Ich mußte die Geständnisse, die ich in der ersten Stunde meiner Ankunft gethan, wiederholen, ich war jetzt vor ihm das reuige Beichtkind, das verzweiflungsvoll nach Verzeihung,

nach Versöhnung ringt. Als ich geendigt hatte, richtete er einen Blick auf mich, in dem tiefe Schwermuth, inniges Mitleiden lagen. „Du bist einen düstern Pfad gewandelt, mein Sohn!“ sprach er dann in einem Tone, dessen Sanftmuth mich mehr erschütterte, als es ein Sturm des Unwillens vermocht hätte. „Das Licht der Liebe ist aus deinem Leben verschwunden und die Nacht des Hasses hat es umfangen. An der dunkeln Gluth der Leidenschaft wolltest du dich wärmen und vergaßest, daß sie von den Geistern der Hölle angefacht worden. Du hast Blut vergossen, du hast den Wehrlosen erschlagen, du hast gemordet. Aber nur vor der Welt vermag der Mensch zu morden, vor Gott stirbt Niemand. Wer tödtet, der soll wieder getödtet werden: so will es sein heiliges Gericht. Stirb vor der Welt, wie der, den du getödtet, büße vor Gott! Du hast nicht allein den Leib jenes Elenden, du hast auch die Liebe, das Vertrauen eines Freundes gemordet. Darum entsage aller Liebe auf Erden, jeder menschlichen Verbindung, die traulich einen Andern an deine

Brust legte: die Liebe, das Vertrauen seyen todt für dich!" Und nun bestimmte er mit strengem Ernste, mit der Genauigkeit eines untrüglichen Richters, die Bahn, die ich wandeln sollte bis zur Gruft. Er gestattete mir diese letzte Zusammenkunft mit dir, er bestätigte jene Buße, die man mir in der heiligen Stadt auferlegt hatte und die mich dem Orden der grauen Büßenden zugesellte; aber nur eine kurze Zeit sollte ich unter den Klosterbrüdern weilen: diese leichte Buße versöhnte meine Sünde nicht. Todt für die Welt, todt für die Liebe, todt für jedes menschliche Band, bis zum Grabe, mußte ich seyn! Nun weißt du, warum Regina in mir nicht den Vater begrüßen darf, warum Meinrad zum Jungen gestorben ist und nicht wieder aufleben kann. Ich habe die entsetzliche Buße geübt, die grausame Entsagung ertragen: ich bin ruhiger in meiner Seele geworden, ich fühle, daß der versöhnte Geist Gottes sich zu mir herabneigt, daß er, vielleicht mit meinem letzten Odemzuge, sich ganz meinem unsterblichen Theile hingibt. Siehe jenen Unglücklichen, dessen von

entsetzlicher Krankheit zerrissenes Angesicht die Larve verbürgt, der mit der klappernden Schale des Bettlers das Mitleid der Vorübergehenden anspricht! Auch für ihn ist Alles todt, wie für mich; auch er ist mit seiner Liebe, mit seinen Hoffnungen auf das Jenseits verwiesen. Siehe mich ganz an, als einen dieser Unglücklichen! Wende dich voll Abscheu von mir ab, bedaure mich, aber dringe nicht in mich, mehr zu erfahren!"

Der Herr vom Rheine hatte mit düstrer Gebehrde der Mittheilung des alten Freundes gelauscht. Jetzt, da dieser schwieg, blickte er sinnend auf den Boden, verharrte einige Augenblicke in dieser Stellung und sagte dann in einem traurigen Tone:

„Ich fühle, daß es eine strenge, unabwendbare Nothwendigkeit seyn muß, die dich von deinem einzigen Kinde, von deinem Freunde, von einem friedlichen Glück im stillen häuslichen Kreise zu trennen vermag. Aber unterwirfst du dich in der Überzeugung, Gott und seinen Heiligen gefällig zu seyn, diesem schrecklichen Loose, so geziemt es nicht mir, dagegen zu murren oder

dich von der Erfüllung deiner schweren Lebensaufgabe abhalten zu wollen. Meinrad, du hast mir ein trübes Bild der Bahn, die hinter dir liegt und die du noch zu durchwallen hast, gezeigt! Du sagst, wir müßten geschieden seyn für dieses Leben, wir sehen uns heute zum letzten Male. Und wenn ich nun frage warum, so tritt mir ein dunkles Räthsel entgegen, der Wille eines höhnenden Verhängnisses, den ich nicht durchschauen kann. — Bei'm Haupte des heiligen Bartholomäus, es ist oft ein schweres Ding um einen ergebungsvollen, demüthigen Sinn!"

„Frage nur Salentin, deinen Sohn," versetzte bedeutungsvoll der Mönch, „frage ihn nach dem Meister Lukas auf der Rheininsel, und was er von dem erzählt, das nimm an, als sey es dir über mich berichtet worden! Ich theile ein und dasselbe Loos mit jenem Meister, seine Leiden, seine Beschäftigungen, seine Wünsche, seine Gesinnungen sind die meinigen."

„Ich erinnere mich nicht, diesen Namen je vernommen zu haben;" erwiederte Herr Hanns, dem seit einer Reihe von Jahren die Bestrebun-

gen der deutschen Meistersänger fremd geblieben waren. „Aber du kennst meinen Sohn?“ fuhr er im Tone der Befremdung fort; „du sprichst von ihm, als könnest du mit Gewißheit darauf rechnen, daß er mir Auskunft über jenen Meister zu geben im Stande ist?“

„Salentin ist mir ein lieber Freund geworden,“ sprach der graue Büßende, „aber frage mich nicht, wo und wann! Ihm ist es gestattet, dir Alles zu entdecken, und wenn du dann das Entsetzlichste, das Bedauernswürdigste zu wissen glaubst, dann trübe dir dein Leben nicht mit Gedanken an mich, verbanne alle Erinnerungen an Meinrad zum Jungen aus deiner Seele. Ja,“ sprach er in einem erhöheten, lebhaftern Tone weiter, „ich kenne deinen Sohn, ich kenne ihn vielleicht besser als du selbst, wenigstens was die Wünsche, die Hoffnungen seines Herzens anbetrifft! Er ist ein wackrer Mann geworden, verständig und kenntnißreich, frei von den Vorurtheilen einer Zeit, die von unzählichen Vorurtheilen in Fesseln gehalten wird. Ich will dir sein heiligstes, vielleicht das einzige Geheim-

niß, das er vor dir hat, entdecken. Er liebt Reginen und erfreut sich ihrer Gegenliebe. Er wagte nicht seine Wünsche vor dir und der Mutter laut werden zu lassen, denn wie durfte er hoffen, die namenlose Waise, den Findling, der von Leibeignen abstammen konnte, für dessen eheliche Geburt jener Pergamentstreif eine nur unsichre Bürgschaft war, als einen Zweig auf den alten Stamm deines Geschlechts aufgenommen zu sehn? Aber nun ist Regina keine namenlose Waise mehr, kein Zweifel ruht auf ihrer Geburt, kein Fleck auf ihrer Herkunft. Nimm diese Pergamente, tritt mit ihnen vor Salentin, sprich: „Das Mädchen, welches als eine Schwester mit dir erzogen worden, hat das Dunkel, was sie umgab, von sich abgestreift; sie ist die Tochter meines alten Freundes und ritterlichen Genossen Meinrad Crafft zum Jungen" — und wenn dann Salentin selbst, beseligt von der vollen Kraft einer Hoffnung, die ich einst nur leise in ihm angeregt, seine Liebe, seine Wünsche dir gesteht, dann — dann laß die Einwilligung in diesen Bund mir ein

Zeichen deiner völligen Versöhnung, der Verzeihung seyn, welche du dem unglücklichen Freunde bewilligst!"

„Bei Sanct Georg und dem Haupte Sanct Bartholomäi, so soll es geschehn!" rief der Herr vom Rhein, indem er die Urkunden, welche ihm der Mönch darbot, annahm und auf seiner Brust verbarg. „Ich ahne nicht, wie diese Kenntniß von Salentin's Geheimniß zu dir gelangt ist, aber so Manches fällt mir jetzt ein, was einem aufmerksamern Beobachter, als mir, seine Neigung zu Reginen hätte verrathen können. Gott segne diesen Bund, wie ich ihn segne! Sie wird eine wackre Hausfrau werden, nach dem Beispiele meiner Gisela, er ist ein Mann, der den Werth eines edlen Weibes zu erkennen und hochzuhalten versteht."

Der Mönch hatte die Hände gefaltet und sein Auge zum Himmel gerichtet. Er verharrte einige Zeit in der Stellung eines Betenden, dann wandte er sich wieder zu seinem alten Freunde und sagte mit gerührter Stimme:

„Mein letztes Werk, das mich noch, wie ein

loses Band, an die Menschheit knüpfte, ist gethan, die Zukunft meines Kindes habe ich an das Herz eines edlen Mannes gelegt, der sie dort liebevoll pflegen wird als sein einziges Glück. Welche Gunst des Himmels, die er dem Büßenden gewährte! Und nun wollen wir scheiden: du mit dem schönen Bewußtseyn, verziehen und beglückt zu haben, ich mit der beseligenden Erinnerung an einen Freudentag, nach langer Nacht der Reue und des Elends. Segne meine Tochter und sage ihr, dieser Segen sey das Erbe ihres Vaters, das er dir für sie übertragen habe! Lebe wohl! Auf Erden sehn wir uns nicht wieder."

„Meinrad," versetzte tief bewegt der Herr vom Rhein und eine Thräne glänzte in seiner Wimper, „ist dieses Scheiden für immer eine Nothwendigkeit, der wir uns durchaus unterwerfen müssen? Soll ich dich, mit der bittern Überzeugung, dich nie wiederzusehn, verlassen?"

Der graue Büßende versank in ein minutenlanges Nachdenken. Der Hund sprang an ihm herauf und dann fernab, als wolle er ihn zum Aufbruche mahnen.

„Du darfst mich wiedersehn, aber ich nicht dich;“ antwortete, nach einer Pause, schwermüthig seufzend der Mönch. „Es war eine entsetzliche Nacht, in der mich die Angst ergriffen hatte, der Herr möge mich aus meiner irdischen Laufbahn abrufen, ehe der Tag gekommen sey, wo ich das Dunkel, das über Reginen's Leben waltete, erhellen durfte. Ich rang mit entsetzlichen Zweifeln, mit der drohenden Schreckgestalt des Todes. Da wandte ich mich in einem Gebet, das aus dem innersten Quell meiner Empfindungen strömte, an die heilige Mutter Gottes. Ich flehete sie bei den Leiden ihres göttlichen Sohnes an, mir den Tag meines Todes zu offenbaren, mich in den Qualen des Gelübdes, das ich ihr geleistet, zu beruhigen. Ich weiß nicht, wie mir geschah, ob das, was ich nun erfuhr, ein Traum oder Wirklichkeit war, allein das weiß ich, daß es mit der Macht der Wahrheit, mit unumstößlicher Überzeugung in meine Seele einzog. Die Himmelskönigin erschien mir und erfüllte mein Gebet. Ich erhielt die Beruhigung, die ich ersehnte, mir ward die Gunst,

den Tag, wo ich über das Irdische siegen, wo mich lange Buße in den Frieden des Himmels einführen würde, voraus zu wissen. Wenn diese Wiesenblumen gewelkt sind, wenn das Laub der Bäume erbleicht, wenn der Sturm über die Stoppeln der Ährenfelder zieht, wenn die Natur sich bereitet, ihr Todtenkleid anzulegen, dann wird die Ruhe einziehen in diese Brust, dann stirbt auch Meinrad zum Jungen sich selbst, wie er längst der Welt gestorben ist. Dann kannst du mich wiedersehn, mein Freund! Den Frieden des Todes darfst du auf diesem Antlitze erblicken, nicht aber den Schmerz des Lebenden. Am ersten Tage des Herbstes, wo Tag und Nacht sich gleich sind, wird das trübe Reich der Welt sich vor mir schließen und im Glanze seiner Seligkeit das des Himmels sich vor mir aufthun. Um die Mittagsstunde wird eine weiße Taube niederschweben und den entfesselten Geist auf ihren Flügeln emportragen. Laß dich und Reginen an diesem Tage von Salentin zum Meister Lukas auf der Ingelheimer Au führen. Betretet aber das Ufer des kleinen Eilands nicht

eher, als bis die Sonne von ihrer Mittags-höhe nach den fernen blauen Bergen niedersteigt. Salentin weiß, wo der Meister Lukas zu finden ist. Dort findet Ihr auch meine Leiche. Schöne Hoffnung, daß der Freund meiner Jugend, daß ein geliebtes Kind, daß derjenige, dem ich das irdische Glück dieses Kindes anvertrauen konnte, ihre Thränen in mein Grab rinnen lassen werden! Dann kannst du auch Reginen Alles entdecken, nur die Schmach, die Sünde ihrer Mutter nicht. Laß sie glauben, daß diese frühe gestorben sey, nur auf mein Gedächtniß lade die Schuld, sie zur Untreue verleitet zu haben. Regina mag die Mutter beweinen, aber sie soll nicht das quälende Gefühl in sich tragen, bei der Erinnerung an ihre Mutter erröthen zu müssen. Wirst du kommen, Freund und Waffenbruder meiner Jugend, willst du der Leiche Meinrad's die letzte Ehre erweisen?"

„Ich komme;" sagte mit gepreßter Stimme Herr Hanns. „Aber, Meinrad," fuhr er bedeutungsvoll fort, „kennst du auch Richar-

dis weitre Schicksale, weißt du, was aus ihr geworden ist?"

„Ich weiß es;" versetzte düster der Mönch. „Ihr Leben war ein langer Irrthum, aber der Irrthum ist ihr keine Lehre geworden. Dunkel sind mir, seit ich sie verlassen, die Tage ihrer Vergangenheit; wie sie mir die Gegenwart gezeigt, so hat der Geist des Stolzes und der Eitelkeit, der sie bewohnt, die Leidenschaft, die sie ungezügelt beherrscht, nur das Gewand einer entsetzlichen Buße angelegt, nicht aber sich ihr in der Wahrheit unterworfen. Sie wüthet gegen sich und gegen Andre; durch Grausamkeit, durch Blutvergießen glaubt sie Gott zu versöhnen, indem sie mit diesen gräßlichen Versöhnungsmitteln prunkt und nicht die wahre Reue, nicht die Entsagung kennt. Eine Meisterin, eine Königin der Geißler zu heißen, dünkt ihr jetzt so viel, als wenn man sie einst als die reizendste der Ritterfräulein, als die Königin irgend eines Festes begrüßte. Ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Ihr stolzes Herz hat den Stürmen des Lebens, der Erkenntniß der Sünde sich noch nicht gebeugt.

Ein Wahn umnachtet sie — Gott wird ihn lichten, wenn auch erst im Tode."

Der Mönch winkte noch einmal zum Abschiede nach dem alten Freunde hin. Dieser breitete wiederum beide Arme gegen ihn aus, aber kopfschüttelnd, mit abwehrender Gebehrde wandte sich der graue Büßende um und stand eben im Begriff, sich hastig zu entfernen, als ein ebenso unerwartetes, als schreckliches Ereigniß eintrat und die Schritte der beiden Männer zur eiligsten Wanderung nach einem und demselben Ziele vereinigte. Über der Stadt wirbelte plötzlich ein dicker dunkler Rauch empor, Flammen zuckten zwischen den finstern Wolken auf, die Sturmglokken ertönten und zugleich stürzten mit dem Geschrei: „Feuer! Feuer!" die Bewohner des Gutleuthofs aus dem Innern des Gebäudes hervor. Um das hohe Dach der Domkirche kräuselten sich Dampfwolken und Flammen, es schien ein Brand zu seyn, der mit reißender Geschwindigkeit und unwiderstehlicher Gewalt um sich griff. Die Bewohner des Hofs eilten ängstlich und hülfreich der Stadt zu. In wenigen Au-

genblicken breitete sich das finstre Gewölk über viele Dächer hin und allenthalben züngelte aus den leichten Holzgebäuden jener Zeit die Flamme hervor und fand reichliche Nahrung und, wie Alles erwieß, ohnmächtigen Widerstand.

„Bei dem Haupte des heiligen Bartholomäus,“ rief, aus der Starrheit der ersten Bestürzung erwachend, der Herr vom Rhein dem zurückkehrenden Freunde zu, „das ist der Geißler Werk! Sie wollen die Schrecknisse von Basel und Straßburg in unsrer Stadt wiederholen. Meinrad, der Brand wüthet bei'm Rathhause und im Judenviertel! Dort steht auch meine Wohnung. Gott sey meinem blinden Weibe gnädig!“

Jetzt erst die ganze Größe des drohenden Unheils fassend, folgte er außer sich den Leuten vom Hofe, die schon einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen hatten, auf dem Wege nach der Stadt hin. Mit mächtigen Schritten blieb ihm der Mönch zur Seite. Die Blicke des kaiserlichen Vogts ruheten, als wollten sie den Brand beschwören, starr auf den züngelnden Flammen,

auf den schweren Rauchwolken, die sich nach und nach über die ganze Stadt hindehnten. Jetzt vernahm man zwischen dem Läuten der Sturmglocken auch ein dumpfes, wüstes Geschrei. Die Männer eilten odemlos vorwärts — und dennoch schien dieser Weg sich in das Unendliche zu verlängern; alle Gedanken, alle Seelenkräfte, die Einbildungskraft mit ihren tausendgestaltigen Schrecken, waren dort, wo die Flamme wüthete, aber wo ist die körperliche Kraft, die mit ihrem Fluge wetteifern könnte, die der stürmische Drang der Seele, die Rastlosigkeit der Sehnsucht, mit sich fortzureißen vermöchten?

Viertes Kapitel.

Sanct Michel mit seiner Wag,
Der wieget Uebel und auch Gut;
So leit der Teufel auf der Lag,
Davon habt euch in rechter Hut.

Wir müssen, ehe wir diese furchtbare Begebenheit mit den für uns wichtigen Umständen, welche sie begleiteten, weiter schildern, die Aufmerksamkeit des Lesers für die Ereignisse, welche ihr vorangingen und sie zum Theil veranlaßten, in Anspruch nehmen. Noch seufzt auch die arme Imagina nach Befreiung aus ihrem seltsamen Versteck im Innern der Synagoge; noch scheint Muskablüt einem Schicksale verfallen, das zu grausam wäre, um als eine gerechte Strafe seiner Eitelkeit und seines Vorwitzes angesehen zu werden; noch sind die sterblichen Überreste einer Unglücklichen dem Grabe zu übergeben, die im

Sturme unbefriedigter Leidenschaft, im Trotze des Stolzes eine Beute des zur reichen Ärndte über die Erde ziehenden Todesengels geworden.

Das Haus des reichen Juden Simeon Storch hatte sich im Raume einer kurzen Viertelstunde aus einer Wohnung der Üppigkeit und Freude in ein Trauerhaus verwandelt. Das Gesinde floh, um der Nähe der Pestseuche zu entgehn, in die obersten Kammern des Hauses. Von dort hernieder tönte sein Klagegeschrei, in das sich das Murmeln der Gebete, das Flehn um Verschonung vor der schrecklichen Pestilenz mischte. Simeon saß in seinem Geschäftszimmer vor offnen Kästen und wühlte — in Gold. Er that es, ohne es selbst zu wissen. Ein dunkler Trieb leitete ihn, nachdem er die Tochter verloren, zu Dem hin, was ihm nach ihr am Theuersten auf Erden gewesen, zu seinen Schätzen, zu seinem Golde. Er ließ es durch die Finger gleiten, er lauschte seinem hellen Klang, er spielte damit wie ein Kind. Dann trat aber auch der Gedanke an sein Unglück wiederum entsetzlich vor seine Seele. Er schrie laut auf, wüthete, indem

er in Hauptbaar und Bart raufte und seine Brust blutig schlug, gegen sich selbst und versank endlich in stilles Weinen, während dann seine Rechte wieder spielend im Golde wühlte und nach und nach die Macht dieses Spieles den Sieg über das Bewußtseyn seiner Leiden gewann und ihn in den Zauberkreis ihres mechanischen Treibens bannte.

Indessen war Rabbi Manasse mit seinem Gehülfen Melach im Todtengemach beschäftigt. Er hatte die sieben Psalmen, welche er, nach den Vorschriften seines Glaubens, der Sterbenden hätte vorlesen sollen, an der Leiche hergesagt, er betrieb nun das Begräbniß, das, dem Gesetze zufolge, innerhalb der nächsten drei Stunden nach dem Tode begangen werden mußte. Er löschte die Wachskerze, die er zum Haupte der Leiche angezündet hatte, dumpf murmelte er fortwährend die gebräuchlichen Todtengebete für sich hin. Da wurde die schrecklich entstellte sterbliche Hülle der einst von ihren Glaubensgenossinnen so glücklich gepriesenen, so viel beneideten Cheyle von rohen Lohnknechten in den Sarg gelegt, da um-

gaben sie nicht wehklagende Freundinnen, nicht jammernde Verwandte, da hielt selbst den Vater, der sie so sehr geliebt, der Abscheu vor der verderblichen Krankheit, an der sie gestorben, von ihr fern. Diese Blumen, die sie vor einer Stunde noch hatte blühen sehen, deren Duft sie erquickt, deren Farbenspiel sie ergötzt hatte, blüheten noch, üppig und lebensfrisch wiegten sie sich im Hauche des Windes, aber das Menschenleben, unstäter, unsichrer, als das Daseyn der Blume, hatte der giftige Odem weniger Augenblicke verderblich getroffen. Das Herz voll glühender Liebe, das auf dunklem Wege Entgegnung dieser Liebe gesucht, das nur ein wohlwollendes Gefühl gekannt und diesem Gefühle Alles zum Opfer bringen wollte, was ihm im Wege stand oder was es — begünstigen konnte, dieses unglückliche, in seinem Wahne, in seinen Verirrungen mehr beklagens-, als verdammenswerthe Herz war nun zu Eis erkaltet und schon nagte der Wurm der Vernichtung an ihm, das vor so kurzer Zeit noch der Quell eines Lebens, dem alle Freuden der Erde sich zu bieten schienen, gewesen!

Ein einfacher, aber düstrer Zug bewegte sich aus dem Hause des reichen israelitischen Ältesten Simeon Storch dem nahegelegenen jüdischen Begräbnißplatze zu. Die Männer, welche den schlichten Sarg trugen, in dem Cheyle von dem letzten Sturme ihres Lebens ausruhete, eilten sich ihrer Bürde zu entledigen; denn, nach der Lehre der Rabbiner, erhält die Seele nicht eher Freiheit, sich in den Himmel zu schwingen, bis der Leib der Erde wiedergegeben ist. Dann wollte auch der allgemeine Gebrauch, daß die Pestleichen, sobald als möglich, aus den Wohnungen der Lebendigen fortgeschafft wurden. An jene Waschungen und Ceremonien, welche außerdem das jüdische Gesetz vorschreibt, war ohnehin in einem solchen Falle nicht zu denken. Rabbi Manasse schloß sich mit gleich eiligen Schritten den vorangehenden Trägern an. Seine Gesichtszüge verriethen weder Trauer noch Bestürzung. Er schien im Innern mit ganz andern Dingen, als dem Gebete, das seine Lippe sprach, beschäftigt. Langsamer folgten der neue Gehülfe Melach und ein fremder Lohnknecht. Sie tru-

gen jene Truhe von Korbgeflecht, die, nach Cheyle's letzter Verfügung, mit ihr begraben werden sollte. Im Innern dieses Behältnisses weilte noch immer Muskablüt. Die tiefe Ohnmacht, die ihn ergriffen, verließ ihn erst, als er sich plötzlich aufgehoben fühlte, als die schwankende Bewegung des Tragens ihn erschütterte. Indem er sich der Begebenheit erinnerte, die ihn in eine so unbequeme Lage versetzt, fühlte er sich von neuer Hoffnung belebt, als er durch die Fugen des Geflechts die Einströmung der freien Luft gewahrte. Bald hegte er keinen Zweifel mehr, daß man ihn aus dem Hause Simeons nur entfernte, um ihm an einem verborgenen Orte die Freiheit wieder zu geben. Noch wußte er Cheyle's Tod nicht; jene wohlthätige Bewußtlosigkeit hatte ihm so vieles Entsetzen erspart und er glaubte nun, einer Anordnung der schönen Jüdin selbst seine Rettung zu verdanken.

Aber was bedeutete dieser gellende Schrei, dieses Wehegeheul, das plötzlich hinter ihm erschallte? Er konnte Simeon nicht sehn, der an den Gitterfenstern seiner Geschäftsstube mit

wüthender Gebehrde Antlitz und Brust blutig schlug, der dann mit einem krampfhaften Gelächter der Verzweiflung in sein Zimmer zurückstürzte. Er konnte jene Knechte und Mägde des Hauses nicht bemerken, die oben in den Giebelfenstern standen und durch entsetzlichen Jammer ihre Theilnahme an dem unersetzlichen Verlust des reichen Mannes kund gaben. Und nun dieses Gewoge, dieses hähmische Gelächter, dieser seltsame Wechsel von Stimmen ringsum, die bald ernst von dem Begräbnisse der schönsten Jungfrau des auserwählten Volks, bald mit bitterm Spotte von dem Tode der reichen, stolzen und hartherzigen Jüdin sprachen, bald ihrer wunderlichen Habsucht lachten, die Geld und Gut sogar mit in die Gruft nehmen wollte! Kalter Todesschweiß bedeckte den unglücklichen Zitterschläger. Er fing an die Wahrheit zu ahnen. Aber nein! Eine so grausame, höllische Rache konnte die Sterbende für eine geringfügige Beleidigung nicht ausgedacht haben. Und dennoch! Das Geräusch rings umher wurde zum rasenden Toben, er hörte eine scharfe Stimme, die durch-

aus keinem Juden angehören konnte, die er einst schon in einer schrecklichen Lage vernommen, sagen:

„Warum duldet Ihr, daß man der Jüdin das Gold und den Schmuck mit in's Grab gibt? Es ist doch nur fremdes Gut, der Christenheit gestohlen. Erbrecht die Kiste, laßt uns sehn, was drin ist! Bei der heiligen Geisel, diese Heilandsmörder möchten alles Gut der Welt mit sich begraben lassen, so verstockt im Geiz und in der Habsucht ist ihre Seele!“

Es war der Baseler Schuhflicker Godebrecht, der diese Worte sprach. Eine ungeheure Volksmenge hatte sich in das Innere des Begräbnißplatzes, wo Cheyle jetzt bestattet werden sollte, nachgedrängt. Viele Geißler befanden sich darunter. Sie hielten sich in der Nähe Godebrecht's, sie schienen nicht ohne eine besondre Absicht ihren Meister zu begleiten. Oft vernahm man aus ihrer Mitte drohende Stimmen, die an die Ereignisse von Basel und Straßburg erinnerten, und äußerten, es sey Zeit, mit den Frankfurter Juden nicht besser zu verfahren und

es werde Feuer vom Himmel fallen, sie zu vertilgen, wenn man nicht diese Brunnenvergifter und Gottesschänder in ihrem Sündenwandel hemme. Um Melach und seinen Mitträger hatten sich viele Menschen gesammelt, die bereit schienen, dem Aufrufe des Geißlermeisters Folge zu leisten und nur mit Mühe war es jenen gelungen, die Truhe bis an den Rand des Grabes, in das Manasse, die drohende Gefahr erkennend, den Sarg mit der Todten, so rasch als möglich, hatte einsenken lassen, zu bringen. Der Rabbi murmelte eilig ein kurzes Gebet, eben hob Melach, von dem Träger unterstützt, die Truhe, um sie ebenfalls der Gruft zu übergeben, als er sie plötzlich hastig vom Rande des Grabes zurückriß und mit entsetzlicher Stimme rief:

„Bei der heiligen Jungfrau, es befindet sich etwas Lebendiges in dem Kasten! Es regt sich und stöhnt. Es ist ein Mensch, der hier hat lebendig begraben werden sollen.“

Von starrem Entsetzen ergriffen, blickte der Rabbi auf den Diener und Gehülfen. Die Betheuerung, die er ausgesprochen, durchbebte ihn

mit schrecklicher Ahnung. Imagina's Flucht dünkte ihm jetzt erklärlich, der Christ, der sich unter der Larve eines Glaubensgenossen bei ihm eingeschlichen, konnte allein dazu behülflich gewesen seyn. Aber es war jetzt nicht Zeit zu Betrachtungen über das Vergangene. Schon hatte der falsche Melach das künstliche, verstellende Haupthaar, den künstlichen Bart hinweggeworfen. Ein seltsam lächelndes Gesicht, das keine Spur orientalischer Abkunft an sich trug, kam zum Vorschein.

„Ein Christ unter den Juden!“ schrien mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens die zunächst Umstehenden. Das Gedränge nahm zu, der Kreis schloß sich enger um das Grab der Jüdin. Godebrecht heftete durchborende Blicke auf den Mann, der aus dieser seltsamen Verwandlung hervorgegangen. Er dünkte ihm bekannt, in seiner Erinnerung schwebte unklar ein solches Antlitz und der Gedanke, daß er ein Recht auf den Mann habe. Aber schon nahm eine neue wunderliche Erscheinung die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Von vielen dienst-

fertigen Händen unterstützt, hatte der nun erkannte Christ den Deckel der Truhe gesprengt. Mühevoll und langsam erhob sich aus ihrer gezwängten Lage die Gestalt eines schmächtigen Mannes, sein Antlitz war todtenblaß, von Furcht und Schreck entstellt, seine Blicke schweiften trüb und träumerisch über die Menge hin. Er zitterte an allen Gliedern, er öffnete die Lippen, er wollte sprechen, allein die Kräfte versagten ihm. Da fielen seine Blicke auf denjenigen, den seine Bewegungen im Innern des Behältnisses, den sein Stöhnen, das sich nicht zu einem lauten Hülferufe zu steigern vermochte, zuerst auf den unglücklichen Gefangenen in der Truhe aufmerksam gemacht. Er lächelte ihm matt zu, reichte ihm langsam die Rechte und sagte mit schwacher Stimme:

„Felician!“

„Muskablüt!“ rief dieser, den gewiß die Leser unter der Larve Melach's schon längst vermuthet haben, im Tone der außerordentlichen Überraschung, welche diese Begegnung eines alten Freundes und Kunstgenossen in ihm hervor-

bringen mußte. „Du der Unglückliche, den das seltsamste Ereigniß von der Welt in diese Lage versetzt haben muß, den ich selbst zu Grabe trug, den der Wille der sterbenden Jüdin bestimmte, lebendig mit ihr die Gruft zu theilen? Armer Muskablüt, und du lebst noch, du konntest dieser drohenden Gefahr in's Antlitz sehen, ohne vor Schrecken getödtet zu werden?"

Der Zitterschläger befand sich noch außer Stande, eine genügende Antwort zu geben. Mit Felician's Hülfe verließ er den Kasten und stand nun, allgemein bestaunt, beklagt und bedauert, in der Mitte der zahlreichen Versammlung. Aber dieses Staunen, dieses Mitleid gingen bald in Rachsucht und Wuth über. Wie der fern rollende Donner den nahenden Ausbruch eines Wetters verkündet, so war es erst ein dumpfes Murmeln, das durch alle Reihen lief und die gährende Volkswuth verkündete, dann aber in wenigen Augenblicken im wildesten Geheul, in den entsetzlichsten Drohungen und Verwünschungen gegen die Juden ausbrach. Aller Augen forschten nach Manasse, Aller Hände

zuckten, an ihm Rache wegen der gegen einen Christen beabsichtigten schrecklichen That zu nehmen. Muskablüt selbst und der aus seltsamer Verwandlung hervorgegangene Felician waren vergessen; nur nach Manasse verlangte die allgemeine Stimme der entfesselten Volkswuth. Er würde ihr zum Opfer gefallen seyn, wenn er nicht den Zeitpunkt, in dem die Erscheinung des unglücklichen Zitterschlägers die Theilnahme der Menge gefesselt hielt, klüglich benutzt hätte, sich hinter den Leichenträgern fortzuschleichen und durch eine Seitenthüre, zu der er den Schlüssel bei sich führte, zu entweichen. Aber durfte er hoffen, daß der Sturm, der im Anzuge schien, sich auf den engen Raum des Begräbnißplatzes beschränken, daß er, ohne ausgetobt zu haben, sich in kurzer Zeit besänftigen, daß ihn diese Flucht vor seinem Angriffe, vor seiner verderblichen Verfolgung schützen werde? Kannte er nicht den Haß, der mit ihm sein Volk traf, der, durch den Neid auf den Wohlstand der Juden, durch das Gelüst nach ihren Schätzen, durch den Übermuth und den Wucher der kaiserlichen

Kammerknechte selbst genährt, nun nicht jetzt, da die Gegenwart, die Aufforderungen der Geißler die Bitterkeit auf das Höchste gesteigert hatten, bei einem selbst geringfügigen Anlaß leicht zu einem vernichtenden Aufruhre, zu allen jenen gräßlichen Ereignissen, welche die Geiselfahrt an andern Orten herbeigeführt, sich gestalten konnte? Und Cheyle's entsetzliches Vermächtniß! Freilich war er unschuldig in dieses verflochten worden, freilich regte sich auch nicht die leiseste Ahnung dessen, was die verhängnißvolle Truhe enthalten hatte, in ihm; allein wer würde den Betheurungen seiner Unwissenheit, seiner völligen Schuldlosigkeit an dieser Handlung Glauben geschenkt haben? Nirgends sah er einen Ausweg vor der drohenden nahen Zukunft, nicht ein Rettungsmittel, auf das er vertrauen konnte. Dazu kam noch der Gedanke an die Entdeckung, daß er sich von einem Christen hatte täuschen, daß er diesen in seine Wohnung aufgenommen, daß er ihn zum Mitwisser manches gefährlichen Geheimnisses gemacht. „Bei'm Schwerdte des Todesengels," sprach er zu sich selbst, indem er

hastig seiner Wohnung zuschritt, „dieser Goi ist nicht ohne reiflich bedachte Absicht, als einer unseres Volkes, zu mir getreten; er weiß von dem Kinde, dessen Herzblut den Doctor Patricier für die schöne Cheyle entflammen sollte, er wird mich des Raubes eines Kindes der Gojim anklagen, man wird suchen nach dem Kinde und, wenn man es nicht findet, wird man den Rabbi Manasse Ben Aher peinigen zum Tode, daß er es wieder herbeischaffe. Ich habe es nicht, ich kann es nicht geben. Mögen sie zu den Teufeln in der Hölle gehn und es ihnen wieder abfordern!“ So trotzig diese Rede auch klang, so fand er in ihr keine Beruhigung. Er verschloß sich in seine Wohnung, er verrammelte mit Hülfe der alten Magd den Eingang und die Fenster des Erdgeschosses, er suchte, als jetzt das Getöse vom nahen Begräbnißplatze immer drohender klang, von Augenblick zu Augenblick näher zu kommen schien, jenes innerste Gemach seiner Wohnung auf, wo er sich mit der Bereitung von Tränken und Salben zu beschäftigen pflegte,

deren Anwendung, wie wir wissen, nicht immer das Wohl der Menschheit bezweckte.

Indessen sollten die Ereignisse, welche auf dem jüdischen Begräbnißplatze stattgefunden, nur das Vorspiel einer schrecklichern, weit umfassendern Begebenheit seyn. Der Sturm der Volkswuth war losgebrochen, er schien keiner Steigerung mehr fähig zu seyn, als Godebrecht sich plötzlich auf einen Grabstein, der auf einer Erhöhung stand, schwang, mit aufmerksamer Gebehrde nach dem Dache des benachbarten Rathhauses, über welchem ein dünner, kaum bemerkbarer Rauch sich kräuselte, sah, durch ein gebieterisches Zeichen für den Augenblick allgemeine Stille bewirkte und in einem bewegten, heftigen Tone ausrief:

„Was war das? Eben sah ich aus dem Hause Simeon's, des gotteslästerlichen Juden, der einen guten Christen seiner Tochter lebendig in's Grab beilegen wollte, einen feuerigen Pfeil in den Speicher des Rathhauses fliegen und jetzt steigt Rauch empor. Bei den Wunden des Heilands, die Flamme schlägt aus den Dachfenstern,

der Jud' hat die Stadt angezündet, um das Verderben von sich ab auf die Christenheit zu wenden. Seine verfluchten Glaubensgenossen stehen ihm bei, sie wollen die Christen vertilgen, sie wollen sich zu Herren dieser gesegneten Stadt machen. Sollen wir das dulden, sollen wir uns ruhig berauben, erschlagen, verbrennen lassen? Wer seinen Christus liebt, folge mir nach. Nieder mit den Heilandsmördern! Brecht in ihre Häuser, zündet sie über ihren Häuptern an, vergeltet Brand mit Brand, Raub mit Raub, Mord mit Mord! Nicht des Kindes an der Mutter Brust schont! Sie sind Alle verflucht. Gott sieht gnädig herab auf das Opfer, das wir ihm bringen."

In der That war jenem leichten Rauche über dem Dache des Rathhauses mit kaum glaublicher Geschwindigkeit der Ausbruch des Feuers gefolgt und nun wälzte sich aus Behältern, wo er wahrscheinlich bis jetzt eingeschlossen gewesen, ein dicker, schwarzer Rauch in gewaltigen Massen hervor. In wenigen Augenblicken ergriff die Flamme das ganze dürre Sparrwerk des Daches. Ein Feuermeer wogte hin und her, das der

Wind, der sich jetzt erhob, furchtbar anschürte. Der Feuerruf ertönte in allen Straßen, die Sturmglocke heulte schaurig darein.

„Die Juden haben es gethan! Simeon Storch hat einen feuerigen Pfeil in das Rathhaus geschossen. Nieder mit den Mordbrennern, mit den Heilandsschändern!“

Dieser Ruf, den Godebrecht zuerst auf dem Begräbnißplatze hatte laut werden lassen, hallte durch die ganze Stadt nach. Die Geißler durchstürmten mit ihrem Wuthgeschrei alle Gassen und riefen die Bürger auf, sich mit ihnen zu der Vertilgung der verhaßten kaiserlichen Kammerknechte zu vereinigen. Der Pöbel strömte ihnen zu, während die geringe Anzahl rechtlicher Bürger sich vergebens widersetzte; während diese durch die Haufen der Geißler und ihrer Genossen sich umsonst einen Weg nach der Feuerstätte zu bahnen, dem Feuer Einhalt zu thun, suchten. Jetzt waren die Geißler Herrn in der Stadt. Ihrem Haß, ihrer Raubsucht waren die unglücklichen Kinder Israel heimgefallen, die sich wehklagend in das Innere ihrer Häuser flüchteten und da

Schutz suchten, wo sie so lange einer ungestörten Sicherheit genossen hatten.

Indessen war der Wind zum Sturm geworden und trug die Flamme von Dach zu Dach. Ein Theil des Bartholomäusstifts stand in Feuer, der rothe Hahn schwang seine Flügel über die anstoßende Judengasse, Simeon Storch's pallastähnliches Haus brannte, nachdem das Dach in wenigen Augenblicken von der überspringenden Flamme verzehrt worden war, im Innern hellauf, und wo noch Häuser der Juden verschont geblieben, da warf die Hand der Geißler den Brand hinein, da drangen sie wüthend nach, um zu rauben und zu morden.

Der Haufe, der auf dem Begräbnißplatze versammelt gewesen, hatte sich unter Godebrecht's Anführung nach der Wohnung Simeon's gedrängt. Wir wissen, daß der Geißlermeister, der sich von dem Juden schwer beleidigt glaubte, diesem eine furchtbare Rache gelobt hatte. War jetzt vielleicht die Saat dieser Rache gereift, wo die Gluth der Bosheit, die in Godebrecht's Seele bis jetzt geglimmt, zur lebendigen Flamme

aufgeschlagen, die nun nicht mehr beschränkt, nicht mehr bewältigt werden konnte? War die That selbst ebensowohl ein Werk seiner Rache, wie die gegen Simeon ausgesprochene schreckliche Beschuldigung, wollte er hier Brand und Mord ausstreuen, um Reichthum zu erndten, wie in Straßburg und Basel, sah er jetzt einen wohlangelegten Plan gelingen, oder hatte ihm der Zufall die Gelegenheit zu rächen, seine Habsucht und seinen Blutdurst zu befriedigen, zugeführt? Godebrecht verstand zu rechnen. Sein Auge hatte, während bei jenem Ereignisse auf dem Begräbnißplatz Alles mit Felician und Muskablüt beschäftigt gewesen, das Dach des Rathhauses gehütet; er sah den Augenblick nahen, wo das Feuer, dessen Veranlassung Niemand besser kannte, als er, ausbrechen mußte, er bemerkte das dünne Gewölk des ersten Rauchs, er erwartete ruhig den Feuerschein, der sich plötzlich durch ein offenes Dachfenster im Innern des Speichers aufdämmernd zeigte — dann war er als Ankläger, als Anführer zu Rache und Verwüstung aufgetreten. Wer bedurfte auch noch

einer Lösung jener Fragen, der einen Blick in Godebrecht's Charakter gethan? Wer konnte zweifeln, daß Alles von ihm herrühre, wenn er jener Zusammenkunft mit Simeon, seines Betragens gegen Cheyle, seiner still und verborgen gepflegten Plane mit Galeazzo gedachte?

Auf dem Wege nach Simeon's Wohnung hatten sich dem Baseler Schuhflicker und seinem Haufen Hindernisse in den Weg gestellt, die sein Weiterdringen verzögerten. Andre Geißlerschaaren strömten aus den Seitengäßchen, der Pöbel der Stadt wollte sich bei dem Werke der Plünderung nicht zurücksetzen lassen. Nicht eher langte Godebrecht bei dem Hause, das seine Rache und seine Raubsucht reizte, an, als bis es mit den Nachbargebäuden in lichten Flammen stand. Diese schlugen aus allen Fenstern der obern Stockwerke, während Simeon's gewölbtes Gemach im Erdgeschosse noch unverletzt war. Die Hausthüre stand weit offen, das Gesinde war entflohn, aber Niemand wagte sich in das Innere, so viele Schätze auch da zu erbeuten seyn mochten, denn von der Treppe leckte die Flamme

herab, die Decke über dem Hausgange senkte sich und einzelne brennende Balken stürzten nieder. Knirschend stand Godebrecht vor dem brennenden Hause. Ringsum erschallte das Wuthgeheul seiner Genossen, die den Raub, auf den sie so fest gerechnet, verloren, die ihn der Vernichtung preißgegeben sahen. Sie konnten durch die Gitterfenster den Juden im Innern seiner Schreibstube erblicken. Sie sahen ihn im rothen Schein des Feuers vor seinen geöffneten Geldkisten sitzen und im Gold wühlen mit einer Gebehrde der Gleichgültigkeit, als kümmere ihn Alles nicht, was um ihn geschah, als höre er das Wuthgeschrei der blutgierigen Feinde, das Stürmen der Glocken nicht, als sey die Flamme, die über und um ihn wüthete, für ihn nicht vorhanden, als stehe er unter einem Schutze, den nichts gefährden könne, der ihn unangreifbar mache. Hatte doch der unglückliche Vater verloren, was seinem Leben, was seinem Reichthum, was seinen Bestrebungen den Werth gab! Mit Cheyle war die Welt für ihn gestorben. Was konnte die Flamme, die immer näher drang, was

konnte der Mord, der ihn bedrohete, die Raubsucht, die nach ihm griff, anders nehmen, als das Leben, das ihm gleichgültig geworden, als die Schätze, jener bestimmt, die sie nun nicht mehr erfreuen konnten? Vergebens hatten ihn die fliehenden Hausgenossen aufgefordert, sich mit ihnen zu entfernen; vergebens hatten sie die Gefahr, die von Augenblick zu Augenblick stieg, geschildert. Instinkt und Gewohnheit hielten ihn an seine Geldkisten gefesselt — er vernahm nichts von den Warnungen, den Mahnungen der Hausgenossen, eine dumpfe Betäubung lag auf seiner Seele, ein kindischer Wahnsinn, der seine Hand mit Geld spielen ließ.

„Hund von einem Juden!" rief, als er ihn erblickte, Godebrecht. „Seht! Er höhnt unsrer, er gönnt uns sein Geld nicht, es soll lieber mit ihm zu Grunde gehn, als daß er, was er und seine Vorfahren guten Christen geraubt, diesen wieder zurückgäbe! Laßt uns eindringen! Noch hält der Bau und ehe er zusammenbricht, ist der Mordbrenner gerichtet und seine Schätze sind unser. Bei der heiligen Geisel, er soll uns

nicht um unser rechtmäßiges Eigenthum bestehlen!"

Er machte eine hastige Bewegung gegen den offnen Eingang hin, aber Niemand folgte ihm. Nur blinde Wuth, nur die gierigste Habsucht, die sich gern über eine entsetzlich drohende Gefahr täuscht, konnten irgend Jemand verleiten, in das Innere des Hauses, das einem gähnenden Höllenschlunde glich, zu dringen. Die Geißler brüllten vor rasender Wuth, daß Simeon seine Schätze vor ihren Augen offenbarte, ohne daß sie eine Möglichkeit sahen, ihren Theil daran zu haben, der Pöbel der Stadt stimmte in dieses wilde Geschrei ein. Man schleuderte Steine nach den Fenstern, Einige, die mit Armbrusten versehn waren, schossen ihre Bolzen nach dem Juden ab, doch nahe heran wagte sich Niemand, denn aus dem obern Theile des Bau's stürzten fortwährend brennende Balken und andre glühende Trümmer herab. Die Steine, die Bolzen, die Simeon treffen sollten, prallten entweder wirkungslos von den Gittern ab oder verloren, indem sie die Glasscheiben durchdrangen, ihre

Richtung. So blieb Simeon unerreicht, unverletzt und fuhr, unbekümmert um diese Angriffe und seinen nahenden Untergang, in seinem träumerischen Spiele fort.

Aber es gab Einen, den die Begierde nach dem Golde, nach den Juwelen des Juden unaufhaltsam vorwärts trieb. Keine Warnungen seiner Genossen, nicht der Anblick der sich im Hausgange wild durchkreuzenden Flammen, nicht die Empfindung der Gluth, die sie ihm entgegen hauchten, konnten ihn zurückhalten. Mit schäumendem Munde, die eine Hand krampfhaft geballt vor sich hinstreckend, in der andern ein bloßes Messer, stürzte Godebrecht in das brennende Haus. Jeden andern hätte die Gluth zurückgetrieben, er aber drang, des versengten Haupt- und Barthaars, des von der Hitze entzündeten Mantels nicht achtend, nach der Stelle, wo, wie er wußte, die Thüre von Simeon's Schreibstube lag. Er fand sie, er stieß sie auf und man erblickte ihn jetzt im Innern des noch unverletzten Gewölbes, wie er den brennenden Mantel von sich warf und wilde, verwirrte

Blicke umherstreifen ließ. Da schien Simeon zum erstenmale durch ein Ereigniß, das von Außen auf ihn hereindrang, aus seiner Stumpfheit gerissen zu werden. Er sah empor, er ließ die Goldstücke langsam aus seinen Händen auf den Boden rollen, er erkannte den Geißlermeister, ein entsetzliches Gelächter, das selbst durch das Getöse des Aufruhrs und der Empörung zu den Ohren der außen befindlichen Menge drang, ertönte aus seinem Munde, und mit der Wuth und Kraft eines gereizten Tigers, der zur Vertheidigung seiner Jungen sein Lager verläßt, stürzte er in einem furchtbaren Sprunge auf Godebrecht los, warf ihn zu Boden und begann hier, die Stiche, die ihm das Messer seines Gegners beibrachte, nicht empfindend, ein Werk der Rache und Vergeltung, das selbst die wüthenden und blutgierigen Zuschauer mit Entsetzen erfüllte. Er hatte den Geißlermeister mit beiden Fäusten an der Gurgel gepackt, wie eiserne, immer enger werdende Klammern lagen sie hier, ihr Druck wurde von Augenblick zu Augenblick gewaltsamer, tödtlicher, Godebrecht's Augen traten starr

aus ihren Höhlungen hervor, sein Antlitze wurde blau, er verlor die Kraft zum Widerstande, zu jeder Bewegung. Aber Simeon ruhete nicht, bis er sein Werk vollendet hatte. Unter fortwährendem, schrecklichen Gelächter würgte er denjenigen, in dem er seinen Todfeind erkannt, und ließ erst dann ab, als keine Spur des Lebens sich mehr in dem erstarrenden Körper zeigte. Er legte seine Hand auf Godebrecht's Herz, um sich zu überzeugen, daß es nicht mehr schlage, er näherte sein Ohr dem Munde, um den vielleicht noch leisen Hauch des Odems wahrzunehmen. Aber der Geißlermeister hatte aufgehört zu leben. Er war das Opfer seines eigenen Unternehmens, seiner Raubgier und seiner Rachsucht geworden. Da sprang Simeon mit triumphirender Gebehrde auf, schob mit einem verächtlichen Fußtritt die Leiche zur Seite und — kehrte zu seinem Golde zurück, um wieder auf's Neue jenes wahnsinnige, mechanische Spiel zu beginnen. Er blutete an vielen Stellen seines Körpers, allein er empfand den Schmerz der Wunden nicht. Er hörte nicht das entsetzliche Krachen, welches das

durch die steigende Gluth bewirkte Sprengen des obern Gewölbs verkündete, er bemerkte die brennenden Holztrümmer nicht, die jetzt durch die Öffnung in der Decke hereinbrachen, er wühlte fort im Gold, bis mit einem ungeheuern Getöse die wankenden Mauerwände des Hauses nach innen zusammenstürzten und ihn, mit seinen Schätzen, mit der Leiche seines Todfeindes unter einem riesigen Trümmerhaufen begruben.

Die Menge war bei'm Einsturze des Hauses zurückgeflohen und stand einige Augenblicke in starrem Entsetzen. Dann brach ihre Wuth über den Tod des Geißlermeisters, über den verlorenen Raub in wüstes, stürmisches Geheul aus. Zwischen brennende Häuser drangen die Geißler und ihre Genossen gegen die Judengasse vor. Mordgeschrei tönte aus ihrem Munde, Waffen aller Art, wie sie in solchen Augenblicken Zufall und Gelegenheit in die Hand gaben, waren zu tödtlichem Verderben erhoben. Einige unglückliche Israeliten, die aus entfernten Gegenden der Stadt, wohin sie ein Geschäft gerufen, nach ihren brennenden Wohnungen, nach ihren Frauen

und Kindern, zurückeilten, fielen in die Gewalt der wüthenden Rotte. Sie fanden ihren Tod unter den Händen der grausamen Geißler, wenige von ihnen wurden auf der Stelle erschlagen, der größte Theil unter wilden Verwünschungen, unter gräßlichem Hohn in die Gluth der benachbarten brennenden Häuser geworfen. In die Judengasse selbst, in deren Dächern ein Meer von Flammen wüthete, bemühete sich schon seit geraumer Zeit ein andrer Haufe von Geißlern und Raubgesindel vergebens zu dringen. Die Juden hatten die Thore der Gasse gesperrt und von Innen stark verrammelt. Sie schienen lieber in den Flammen, welche ihre Wohnungen verzehrten, umkommen, als sich der Wuth dieser Rasenden, die Raub und Mord zu Gottes Ehre beabsichtigten, preisgeben zu wollen. Man hörte das Geheul der Verbrennenden, den Jammer der Weiber, das Gekreisch der Kinder, aber die Thore öffneten sich nicht, aus dem obern Theile der Häuser, welche diesen nahe waren, wurden Steine nach den stürmenden Geißler geschleudert, Pfeile abgeschossen, Töpfe mit siedendem Pech

geworfen; aber diese verzweiflungsvolle Vertheidigung vermehrte nur noch die Wuth der Angreifenden, die selbst dem Sturme, der brennende Trümmer, Sparrwerke der Dächer, tödtlich und verwundend, in ihre Mitte schleuderte, trotzten.

Wir wenden uns von dieser Gräuelscene ab, um im Innern der Synagoge, die, obgleich dem Brande nahe, noch nicht von ihm ergriffen worden, ein Wesen aufzusuchen, das hier ein Asyl gegen die grausamste Verfolgung, gegen heimlichen Mord und Opferung seines Lebens zu dem verdammlichsten Zwecke gefunden hatte. Imagina's Anstrengungen, die Thüre ihres dunkeln Aufenthaltes zu öffnen, waren, wie wir wissen, erfolglos geblieben. In einem Wechsel von peinigender Angst, von beruhigendem Vertrauen auf den Schutz Gottes und seiner Heiligen, brachte sie mehrere Stunden hin. Jedes Geräusch, jeder Schritt eines Vorübergehenden erfüllte sie mit der Hoffnung, ihr Retter nahe, er werde nun ihren Kerker öffnen und sie in das Haus ihrer Wohlthäter und Freunde zurückführen; aber das Geräusch verstummte, jene Schritte

verhällten und die Todtenstille, die sie umgab, klärte sie nur zu bald über die Täuschung, der sie sich hingegeben, auf. Sie hatte seit dem gestrigen Abend keine Nahrungsmittel genossen, sie fühlte sich schwach und erschöpft. Da neigte sich wieder ein wohlthätiger Schlaf zu ihr und führte heitre Träume aus dem Leben im Hause der Pflegeeltern an ihrer Seele vorüber. Sie wandelte mit der edlen Frau Gisela im kleinen Hausgarten. Das Gemüth der mütterlichen Wohlthäterin zeigte sich in jener himmlischen Friedlichkeit, die ihm vor der schrecklichen Begegnung mit Joffrieden innen gewohnt, es sprach sich in frommen Worten über die Güte Gottes, über die Freuden, die er auch ihr, der Blinden gewähre, aus. Da ließ sich Frau Gisela von ihr in eine heimliche, einsame Laube führen. Hier schlief sie ein und kaum hatte der Schlaf sich ihrer bemächtigtl, als ein Engel mit goldnen Flügeln vom Himmel herabschwebte und auf die blinden Augen der edlen Frau leise Küsse hauchte. Und es waren Küsse des Segens gewesen. Der Engel entschwebte. Frau Gisela

erwachte und konnte sehen und erfreuete sich des Anblicks des fremden Kindes, das sie gütig aufgenommen und an der Stimme erkannte, und dankte Gott im feierlichen Gebete für die wunderbare Heilung, die ihr nun Alles, was sie liebte, näher legte und theurer machte. Aus diesem schönen Traume wurde Imagina plötzlich durch ein wildes Getöse außerhalb der Synagoge, durch ein dumpfes Geschrei, in dem sie zuerst den schrecklichen Feuerruf unterschied, erweckt. Die Glocken stürmten, das Getöse wurde lauter, das Geschrei drang näher. Eine furchtbare Angst ergriff sie. Wie wenn das Feuer in der Nähe wüthete, wenn es sich weiter verbreitete, die Synagoge ergriff und sie nun, von Flammen umgeben, ohne eine Möglichkeit des Entrinnens, den langsam heranschreitenden, schrecklichen Feuertod erwarten mußte? Sie schrie laut auf, sie rief nach Rettung und Hülfe, aber draussen wuchs das Getöse, die Sturmglocke hallte ängstlicher drein, der Feuerruf vermehrte sich: Niemand hörte sie, ihr Freund, ihr Retter mußte ihrer vergessen haben. Da gab die Verzweiflung

dem Kinde die Stärke eines Mannes. Unter einer Anstrengung, zu der Imagina alle Kräfte aufbot, wich die Thüre, das Mädchen stürzte hinaus und sah, von neuer Hoffnung belebt, den weiten Raum, der ihr dunkles Asyl umgab, in jener Ruhe, in jener Stille, welche hier, als sie im Mondenlicht der Mitternacht mit dem unbekannten Retter eingetreten, gewaltet hatten. Ihr Auge floh zu den hohen Fenstern empor. Dicke Rauchwolken qualmten dort vorüber, das Feuer mußte, wie sie geahnt, in der Nähe seyn, aber die Gewalt, mit der es wüthete, sein Umfang blieben ihr verborgen. Sie eilte nach der Thüre der Synagoge. Diese war verschlossen. Hier konnte keine Anstrengung, hier konnte selbst die Kraft eines starken Mannes nichts gegen das feste Eichenholz, gegen die dicken Eisenbanden ausrichten. Wo nun weiter einen Weg der Rettung suchen? Imagina dachte an jene Treppen und Gänge, die der hülfreiche Fremde sie geführt; allein wenn sie schon zweifeln mußte, sich in diesen zu finden, irgend einen Ausgang zu erreichen, so trat ihr noch überdem drohend

das Bild Manasse's mit der Mordsucht im Blicke, mit dem blanken Schlachtmesser in der Hand entgegen. Da dröhnten furchtbare Schläge, mit einem gewaltigen Werkzeuge geführt, gegen die Thüre der Synagoge. Imagina bebte zurück. Was verkündete ihr dieser Versuch eines gewaltsamen Einbruchs, sollte sie neue Schrecken fürchten oder endlich Rettung hoffen? Wenige der donnernde Schläge reichten hin, selbst die starke Eichenwand der Thüre zu brechen. Sie stürzte in Trümmer und herein stürmte ein Mann, in dem erst, da jene seltsame Verwandlung, die wir kennen, mit ihm vorgegangen war, als er sprach, Imagina wieder ihren Freund und Retter erkannte. Sein Ansehn war verstört, in seinen Zügen trat der Ausdruck eines mächtigen innern Aufruhrs hervor.

„Hinweg von hier!" rief er, indem sein Arm die Axt, unter deren Schlägen die Thüre gefallen, nach außen schwang. „Der Brand ist losgelassen, der Mord wüthet auf seinen Fersen. Dieser Ort ist nur für den Augenblick noch unverletzt, im nächsten schlägt vielleicht die Flamme

schon auf sein Dach. Komm, armes Kind! Denke, daß Alles dieses ein böser Traum ist, nach dem dich ein freudiges Erwachen erwartet."

Er riß das Mädchen mit sich fort. Er wollte mit ihr den Weg einschlagen, der nach dem Hause des Herrn vom Rhein führte, aber dort eben wüthete die Flamme und ein furchtbares Geschrei tönte aus jener Gegend herüber. Zugleich bemerkte Felician durch die Wolken von Rauch, die der Sturm in die Straßen hinabdrängte, eine ungeheuere Menschenmasse. Sie wälzte sich näher und näher, aus ihrer Mitte ertönte Mordgeschrei und Waffengetöse. Von dem Feuer gedrängt, von Verzweiflung ergriffen, hatten die Juden ihre Straße geöffnet und einen Ausfall gewagt. Sie führten ihre Weiber und Kinder mit sich, diese trugen, was sie an Geld und werthvollen Gegenständen fortbringen konnten, während die Männer sie umgaben und mit Waffen, die sie in ihren Gewölben reichlich zum Verkaufe an Ritter und Kriegsmänner bewahrt, sich durch die Menge ihrer Feinde gewaltsam Bahn brachen. Die Heftigkeit des ersten Angriffs von

Seiten der Juden, die Überlegenheit ihrer Waffen schien anfänglich ihrem kühnen Versuche einen günstigen Erfolg zu versprechen. Die verwegensten der Geißler, die sich ihrem ersten Andrange entgegenwarfen, fielen unter ihren Streichen; die andern zogen sich, eines solchen Angriffs nicht gewärtig, bestürzt zurück. Aber als sie nun die geringe Anzahl der Angreifenden wahrnahmen, als der Anblick der Kostbarkeiten, welche hier ihrem Auge bloßgestellt waren, der Raubsucht neue Nahrung gab, da stürzten sie sich wiederum in blinder Wuth auf die kleine kämpfende Schaar. Da warfen sie Feuerbrände unter den Haufen der schreienden Weiber und Kinder, da schleuderten sie schwere Steine, da schossen diejenigen, die sich mit Bogen oder Armbrust bewaffnet hatten, mörderische Pfeile und Bolzen in den dichten Haufen. Es war ein schreckliches Kämpfen der Verzweiflung gegen die Übermacht. Viele Juden und noch mehrere ihrer Gegner fanden den Tod. Aber die Unglücklichen, welche der Fanatismus und das Verbrechen zu ihren Opfern erkoren, stritten auch nicht für ihr Leben, auf das sie

verzichtet hatten, sie wollten nur zusammen sterben, sie wollten an der Stätte, wo sie täglich ihr Gebet zu dem Gotte ihrer Väter gesandt hatten, mit Verwandten und Freunden, mit Weib und Kind untergehn. Je näher sie diesem Orte kamen, desto höher stieg ihr Muth. Die Verzweiflung machte sie zu Helden, welche der Übermacht widerstanden, wenn sie diese auch nicht besiegen konnten. Glücklich, wenn gleich zur Hälfte ihrer frühern Anzahl zusammengeschmolzen, erreichten sie den Eingang der Synagoge. Hier öffneten sich ihre Reihen! Während die Männer dem wüthenden Angriff der Geißler den beharrlichen Widerstand eines den Tod verachtenden Trotzes entgegensetzten, drangen die Weiber mit den Kindern und den wenigen Kostbarkeiten, die sie während des Kampfes bewahren können, in das Innere des Bethauses. Ihnen folgten die Männer, die sich nun zurückzogen, bis auf eine kleine Anzahl, welche die Thüre besetzt hielt, und sich hier dem zu erwartenden, einbrechenden Verderben, als erstes Opfer bot.

Felician hatte sich indessen mit seiner jun-

gen Schützlingin nach einer entgegengesetzten Richtung gewandt. Er war des Anblicks dieser Gräuel müde, er ahnete noch Entsetzlicheres, als was schon geschehn, und diese Ahnung sollte nun in einem schrecklichen Gerichte über die unglücklichen, in der Synagoge eingeschlossenen Juden in Erfüllung gehn. Die Geißler und ihre Genossen standen lange, durch einen ansehnlichen Raum von der Thüre der Synagoge getrennt, und begnügten sich mit Steinwürfen, Bolzen und Pfeilen ihre Angriffe aus der Ferne fortzusetzen. Da rief Einer aus ihrer Mitte:

„Was zögern wir doch, diese Heilandsmörder zu uns herauszutreiben, wenn sie uns nicht einlassen wollen? Wohnt diesem Hause, in dem sie täglich Gott lästern eine wunderbare Kraft bei, daß es nicht brennen kann, wie die andern? Auf, laßt es uns versuchen! Feuer in das Innre, Feuer an das Gebälk und dann wird sich's zeigen, ob's ihnen behaglicher dünkt, drinnen zu braten, als draußen zu bluten."

Dieser Vorschlag wurde mit wilder Freude aufgenommen. In wenigen Minuten hatte man

große Haufen von Holz und Reißig an der äussern Wand der Synagoge aufgeschichtet, unter wüstem, höhnischem Gelächter wurden diese leicht entzündlichen Massen in Brand gesteckt, während einzelne Feuerbrände durch die Fenster in das Innere des Gebäudes flogen. Aber auch der Sturm und das verheerende Element selbst schienen sich gegen die bedrängten Märtyrer verschworen zu haben. Indem die Wuth ihrer Feinde das Gebäude von unten mit Feuer angriff, flog von den brennenden Nachbarhäusern die Flamme auf das Dach der Synagoge herüber. Der ungeheuere Feuerstrom, der jetzt schon über mehrere Straßen wogte und weder die Wohnungen der Juden noch der Christen verschonte, umgab es in wenigen Augenblicken mit seinen Fluthen. Die Wände des Gebäudes, leicht von Holz und Lehm, wie es damals vielfach gebräuchlich war, zusammengefügt, brannten in feuriger Lohe, die Balken des Daches krachten und drohten dem Einsturz. Da verschwanden die Juden, die bisher den Eingang gehütet, in das Innere der Synagoge. Niemand aber wagte ihnen nachzudrängen. Man

hörte sie die Klagelieder Jeremiä, die sie in den Tagen der Trauer über die Zerstörung Jerusalems singen, anstimmen, aber kein Wehegeheul, kein Angstgeschrei, wenn nicht aus dem Munde der unmündigen Kinder, wurde vernehmlich. Die Geißler hatten sich zurückgezogen, die ungeheure Hitze, die ihnen entgegenströmte, ließ sie nicht länger ihren Platz behaupten. Wuth und Fanatismus schienen für einen Augenblick der Erwartung eines Ereignisses, das die nächsten Augenblicke bringen mußten, gewichen zu seyn. Sie standen ruhig, schweigend und nur die Stimmen Einzelner, die auf die Fortschritte der Flamme aufmerksam machten, ließen sich hören. Rings um das ganze Gebäude wüthete der Brand. Nur Manasse's Thürmchen ragte noch unverletzt hervor. Da erschien plötzlich auf diesem im weiten, schwarzen Talar die kleine, gebückte Gestalt des Rabbi. Der feurige Schein, der ihn von allen Seiten umgab, ließ ihn und was er jetzt begann, genau erkennen. Unter ihm, neben ihm drängte die Flamme; kein Rückweg stand ihm mehr offen. Er schien ruhig und besonnen.

Er war gekommen, das Feuer zu beschwören, es durch die Kraft des Mogen David, von deren Wirksamkeit er überzeugt war, verlöschen zu machen. Zu seinen Füßen tönte der feierliche Gesang der unglücklichen Bedrängten, die Flamme leckte hinter ihm und wenn seine Beschwörung mißlang, so war er in wenigen Augenblicken verloren. Er hielt eine Pfanne mit glühenden Kohlen in der Linken, eine Kanne mit Wasser in der Rechten. Indem er, wie es die Lehre der Cabbala wollte, in einzelnen kurzen Zwischenräumen etwas Wasser in die Kohlengluth goß, sprach er langsam in hebräischer Sprache die Worte Mosis: „da schrie das Volk zu Mose, und Mose bat den Herrn und da verschwand das Feuer!“ Schon war der letzte Tropfen Wassers auf die Kohlen geflossen, diese waren erloschen; aber die Flamme, die zu ihm heraufwirbelte, der Feuerstrom, der das Gebäude umwogte, brannte fort und wollte der Beschwörung sich nicht unterwerfen. Da schleuderte Manasse mit einer unwilligen Bewegung die beiden Gegenstände, die ihn in seiner Erwartung getäuscht, weit von sich,

nahm unter seinem Talar eine glänzende Metallscheibe hervor und zeichnete mit einem Griffel auf diese den Mogen David (Schild Davids) ein, das bedeutungsvolle Doppeldreieck mit dem Namen Jehovah's, dem heiligen Worte Schemhamphorasch und andern cabbalistischen Sprüchen und Zeichen. Mit einer Gebehrde des Triumphs hob er die glänzende Scheibe gegen die unten stehenden Geißler empor und warf sie dann, bedachtsam zielend, in die Mitte des wogenden Feuerstroms. Er hatte seine kleine Gestalt so hoch, als möglich aufgerichtet, er sah mit weit vorgebogenem Leibe dem Falle der Scheibe nach, er glaubte nun nicht anders, als die Flamme werde sogleich verlöschen und kühlende, süße Lüfte des Paradieses müßten ihn und seine Glaubensgenossen anwehn. Dieser nämliche Augenblick aber, in dem er einen Sieg seiner Kunst zu feiern hoffte, sollte, ihm und den unglücklichen Flüchtlingen in der Synagoge Verderben bringend, eine vieljährige Täuschung zerstören. Das Gebälk in den Wänden des Gebäudes, in denen des Thürmchens war von der

Flamme verzehrt. Man sah sie wanken, gleich darauf erfolgte der Einsturz, das Thürmchen schoß dem brennenden Dache nach, Manasse's Gestalt erblickte man schwebend in der Luft, sie ging in den Wogen des Feuerstroms unter, Alles brach zusammen und unter dem Getöse des einstürzenden Gebäudes verstummte der Gesang der sterbenden Märtyrer.

Welches Wesen in der weiten Schöpfung trägt den Keim des Hasses und der Vernichtungswuth gegen seine eigene Gattung in sich, wie der Mensch, den die Leidenschaft verblendet, den der erste Anstoß unaufhaltsam in die Bahn der Frevel fortschleudert? Der Tiger bekämpft den Löwen, er ist der geborene Feind jedes andern Thieres, das ihm an Stärke gleicht, der blutgierige Feind des Schwächern, aber er wüthet nicht gegen den Tiger, ein Trieb, durch den ihn die Natur beherrscht, läßt ihn seinesgleichen achten. Aber dieser Schule der Natur hat sich der Mensch längst enthoben. Ihm gilt der anders Denkende, derjenige, der mehr besitzt, als er, der seinem Dünkel sich nicht unterwirft, seinen

Leidenschaften nicht fröhnt, ein Feind, und ist einmal die gehässige Meinung des Einzelnen in die Masse übergegangen, hat sie die Menge lebendig durchdrungen, zu feindseligen Handlungen gereizt, so erscheint uns das Thier der Wildniß als ein Lamm neben dem Menschen; so ist es lächerlich geworden, von der Grausamkeit des Tigers zu sprechen, die sich beschämt vor der des Menschen verbirgt.

In den Geißlern und ihren Genossen finden wir ein schreckliches Beispiel solcher menschlichen Verirrungen. Als das Gebäude über den unglücklichen Juden zusammenstürzte, als diese in den Qualen eines gräßlichen Todes verstummten, da brach die befriedigte Mordlust ihrer Gegner in wilden, höllischen Jubel aus. Einige von ihnen stimmten wahnsinnige Lieder zu Ehren Gottes und des Heilands an, andre tanzten vor dem qualmenden Trümmerhaufen auf und nieder, der größte Theil höhnte in Verwünschungen und rohen Flüchen das Gedächtniß ihrer Schlachtopfer. Erst nach einiger Zeit sammelten sie sich zu einer besonnenen Überlegung, die ihnen mit

der Hoffnung schmeichelte, im Innern der Judengasse fänden sich gewiß noch unversehrt gebliebene Wohnungen, wo ihrer reiche Beute harre, wo mancher Einzelne der von ihnen Verfolgten ein Versteck gesucht haben könne. In wilder Verwirrung eilten sie wieder dahin zurück. Jetzt hinderte sie kein fest versperrtes Thor, kein hartnäckiger Widerstand mehr, und durch Rauch und Flammen, um des Raubes willen der Todesgefahr trotzend, drangen sie in das Innere der engen Gasse, zu Schwachen und Kranken, die zurückbleiben mußten, den Tod tragend, sich der Beute, die noch in ihre Hände fiel, erfreuend.

Indessen hatte der Feuerstrom, der sich verderblich über das Dach der Synagoge wälzte, bei einer plötzlichen Veränderung des Windes, sich von dem Nachbarhause des Herrn vom Rhein abgewandt und eine andre, entgegengesetzte Richtung genommen. Als der erste Schreckensruf, der den Ausbruch des Feuers verkündigte, erklang, befanden sich nur Frau Gisela, Regina und der Leibdiener Hartmuth im Hause des kaiserlichen Vogts gegenwärtig. Der

alte Herr war, wie wir wissen, jener Einladung nach dem Hofe der guten Leute gefolgt, Salentin weilte fern am entgegengesetzten Ende der Stadt, in den Wohnungen gefährlicher Kranken, die seiner Hülfe bedurften.

Bei dem Feuergeschrei, das sich plötzlich aus vielen Kehlen erhob, bei dem Geläute der Sturmglocke, das unerwartet durch die Luft schwirrte, fuhr Frau Gisela, die noch immer in ihrem unglücklichen Wahne lebte, von einem gewaltsamen Schauer ergriffen, heftig zusammen und sagte zu Reginen:

„Horch, Kind, der jüngste Tag kommt! Die Stimme des Richters ertönt und die Posaune der Engel klingt vom Himmel herab. Ich bin verloren, ich bin verdammt. Ich habe um irdischer Neigung, um einer neuen Sünde willen, das Mittel zu Buße und Versöhnung, das er mir dargeboten, verschmäht. Jetzt ist es zu spät. Jetzt kommt er, zu richten die Lebendigen und Todten, jetzt naht er in seiner Majestät und seiner Strenge, jetzt verstößt er die, welche auf

das erste Zeichen seines Zorns nicht geachtet, in die unendliche Verdammniß der Hölle."

Sie brach in lauten Jammer aus. Regina eilte zur Thüre, öffnete diese und lauschte hinab. Sie vernahm, daß Hartmuth das Haus verließ, ohne Zweifel, um etwas Näheres über den Ausbruch des Brandes zu erfahren, sie warf einen Blick durch das gegenüberliegende Gangfenster und sah hier zu ihrem großen Schreck schweres Rauchgewölk, das sich in der Nähe des St. Bartholomäi Stiftes zum Himmel wälzte. Frau Gisela's ängstlicher Ruf führte sie zu der bedauernswürdigen Frau zurück.

„Verlaß mich nicht, Regina, mein Kind!" sprach die Blinde, die sich erhoben hatte und in die Mitte des Zimmers geschwankt war. „Gib mir deine Hand, umschlinge mich, nimm mich an deine Brust! Wie ist es so einsam auf der Welt für denjenigen, der sie nicht sehn kann! Mir träumte eben, der jüngste Tag sey da, die Stimme des Ewigen rollte, wie Donner, über die Erde hin, die Geister der Hölle lachten höhnisch empor und riefen nach Gisela, der blin-

den, der gottgezeichneten. Wehe, es ist kein Traum! Ich halte dich, ich fühle dein Herz an dem meinigen schlagen und ich höre den Ruf zum letzten Gerichte, das Jubelgeschrei der höllischen Geister."

Ohne Regina's Worte, die sich ängstlich bemühete, ihr die Wahrheit begreiflich zu machen, zu beachten, sank sie auf die Kniee, rang die Hände verzweiflungsvoll zum Himmel und betete:

„Heilige Mutter Gottes, du ewig Reine und Gebenedeiete, sprich am Throne des Allmächtigen für die Sünderin! Deine Liebe hat noch kein Gebet verschmäht, noch kein's unerhört gelassen. Arger Frevel beugt mein Haupt und liegt, wie eine ungeheure Last, auf meiner Seele. Ich habe in Eitelkeit und sündiger Liebe zu dem Irdischen, zu meinem Gemahle, zu meinem Sohne und allen Menschen, die mir das Schicksal nahe gebracht, meines Gottes nicht geachtet, wie ich sollte, ich habe in meinem Stolze für ein Mißgeschick gehalten, was mir eine göttliche Warnung dünken mußte. Und als nun die fromme Geißlerin kam und mich erleuchtete, als sie die

Buße nannte, die mich mit meinem Gotte versöhnen könne, da bin ich in noch schlimmere Sünde verfallen, denn, trotz der bessern Erkenntniß, die mir geworden, gab ich in der Schwäche meines Herzens Denjenigen Gehör, die im Irrthume ihrer Liebe mich abhielten, den einzigen Pfad, der zu Versöhnung und Entsündigung führt, zu betreten. Gott verlangte mein Blut und ich habe es ihm versagt. Gott verlangte, ich sollte mein Herz vom Irdischen abwenden und mich ganz ihm hingeben, ich sollte meine Liebe zu den Menschen der Liebe zu ihm zum Opfer bringen, und ich habe es nicht gethan. Heilige Himmelskönigin, bitte für mich! Im Staube ringe ich die Hände zu dir, mein Herz ist von unsäglichen Qualen zerrissen, aus der Tiefe der Verzweiflung blicke ich zu dir empor, als meiner letzten Zuflucht, als dem Quell aller Gnaden. Schon tobt die höllische Rotte heran, um sich meiner zu bemächtigen, ich sehe den Fürsten der Hölle die glühende Kralle nach mir ausstrecken — himmlische Mutter des Heilands, hilf, rette!"

Bei diesen Worten fiel sie ganz zu Boden, mit dem Antlitze gegen die Erde gekehrt. Wüthende Haufen der Geißler stürmten die Straße herab, ihr Mordgeschrei erfüllte die Lüfte. Welche Lage für Regina, die, von Zweifeln über ein, wie es schien, immer näher dringendes verderbliches Ereigniß bestürmt, in der Nähe der Pflegemutter weilen mußte, um ihre Versuche, diese zu beruhigen, fortzusetzen, den schrecklichen Wahn, der sich jetzt mit einer noch nicht erfahrenen Gewalt ihrer bemächtigte, zu zerstreuen! Aus tiefer Seele ersehnte sie die Gegenwart Salentin's, die Rückkehr des Pflegevaters. Sie hörte den Sturm heulen, sie bemerkte die dunkeln Rauchwolken, die er an den Fenstern vorübertrieb. Das schreckliche Getöse in der Nähe, einzelne Ausrufungen, die sie aus diesem von der Straße herauf verstand: Alles sagte ihr, daß auch ihre Wohnung nicht sicher sey, von dem Unglücke, das sich so plötzlich und gewaltsam entbunden, ergriffen zu werden, daß hier nicht allein die Wuth der Flamme, sondern auch die der Menschen Verderben drohe.

Da stürzte, mit allen Zeichen des Entsetzens, Hartmuth herein und rief:

„Laßt uns das Beste retten! Schrecklich wüthet der Brand und hat schon das Judenviertel ergriffen. Er dringt unaufhaltsam näher. Menschenhülfe vermag nichts gegen ihn, und wenn sie auch könnte, so wird sie durch jene Teufel in Menschengestalt, die nach fremdem wie nach ihrem eigenen Blute lechzen, verhindert und vereitelt. Kommt, edle Frau! Mord und Feuer durchziehn diese Straßen. Laßt uns zu Euern Freunden in der Neustadt flüchten!“

„Feuer fällt vom Himmel?“ versetzte, sich erhebend und aufhorchend, Frau Gisela. „Das Gericht kommt, der Zorn des Herrn schleudert seine Blitze. Heilige Jungfrau, gibt es kein Erbarmen, keine Verzeihung für mich? Ich will kämpfen mit meiner Sünde, ich will ringen mit ihr. Ich will, ich muß siegen! Bin ich doch keine verstockte Sünderin, die ihren Frevel nicht erkennt, die ihn hartnäckig verläugnet. Gott, du erhörst mich, du verleihst mir deine Kraft zum Siege. Du wirst Großes an mir thun, du

wirst ein Wunder senden, mich zu retten. Du sprachst: es werde Licht und es ward Licht. Laß mich sehen, Herr, und es soll mir ein Zeichen seyn, daß du mich nicht verwirfst!“

Sie war plötzlich mit einer Kraft, die Regina und den alten Diener überraschte, aufgestanden. In fester Haltung, mit zum Himmel gerichteten Antlitze, die gefalteten Hände erhoben, das Angesicht von einer seltsamen Verklärung umflossen, stand sie wie eine begeisterte Seherin. Jeder Ausdruck von Zweifel, von Seelenangst war aus ihren Zügen verschwunden. Aber ihre Brust hob sich stürmisch, eine wunderbare körperliche Umwälzung, die sich durch einzelne Zukkungen verrieth, schien mehr im Innern, als im Äußern sich zu begeben.

Regina und Hartmuth staunten sie an. Einer überirdischen Gewalt, welche die edle Frau beseelte, war jener trübe, peinigende Wahn gewichen. Wenn es Bilder der Phantasie waren, die in diesem Augenblicke ihren Geist gefesselt hielten, so stand sie in diesen der Gottheit nahe, so hatte diese sie jeder Erkenntniß des irdischen

Daseyns entrückt. Sie schien zu lauschen, von ihren Wangen strahlte ein seliges Lächeln. Mit einemmale durchzuckte es sie, wie ein Blitz. Ein flüchtiges Zittern ging durch ihre Glieder, in ihr Haupt brach eine Tageshelle, sie senkte sich zu den Augen hinab, sie kämpfte hier einige Augenblicke mit der langen, schweren Dunkelheit, dann war diese besiegt und mit großen, klaren Augen, aus denen das zurückkehrende Leben, die wiedergewonnene Sehkraft sprachen, blickte Frau Gisela in seliger Verzückung die Pflegetochter an.

„Gott ist versöhnt," rief sie aus, „ich habe seine Stimme vernommen, ich habe die Worte seiner Verzeihung gehört. Sein Odem traf meine Augen, das Wunder, das ich ersehnte, ist geschehn! Ich kann sehen, ich sehe dich, Regina, die ich als ein Kind zum letztenmale erblickte, als eine blühende Jungfrau wieder; ich erkenne dich, Hartmuth, ich bin nun auch versöhnt mit mir selbst, ich erkenne, daß meine Liebe zu den Menschen keine Sünde gewesen. Mit der körperlichen Blindheit ist die geistige gewichen

und ein neuer herrlicher Tag bricht an. Heilige Mutter Gottes, wie dank ich dir, daß du mich erhörtest, daß du mich zur Versöhnung mit dem Allbarmherzigen führtest!" *)

Welcher Augenblick der freudigsten Wonne für Regina, der tiefen Rührung und Theilnahme für den treuen Diener, wenn nicht das Verderben, das von Außen drohete, die Sorge für Gut und Leben, sich störend in diese schönen Gefühle gemischt hätten! Das Licht der Augen und des Geistes zugleich gab ein göttliches Wunder der verehrten Frau wieder, das Übel, welches Alle mit Trauer erfüllt, hatte dieses Wunder vorbereitet, war das düstre Dämmergrauen eines schönen Tags gewesen.

Aber draußen stieg das Getöse zu entsetzlichem Wuthgeschrei, dazwischen tönten jammernde Stimmen, Angstgeheul, wie von gewaltsam Sterbenden. Man vernahm das Krachen einstürzender

---

*) Daß die Krankheit des schwarzen Staars durch große Nervenerschütterungen augenblicklich gehoben werden könne, hat sich durch mehrfache Erfahrungen bewiesen.

Gebäude und brennende Schindel, die der Sturm herübertrug, schlugen an die Fenster.

„Die ganze Judengasse steht in Flammen!“ rief Hartmuth, indem er einen Blick nach Außen warf. „Laßt uns nicht länger säumen, edle Frau! Gott hat Euch das Licht der Augen wiedergegeben, daß Ihr in dieser Stunde rathen und retten könnt.“

„Ich fürchte nichts,“ antwortete gefaßt Frau Gisela. „Ich erkenne das Unglück in seiner drohenden Wirklichkeit, aber diejenige, die von Gott begnadigt worden, blickt ruhig auf die Angriffe des irdischen Verderbens. Laßt uns, was wir an Geld und Geldeswerth besitzen, zur Flucht bereit halten. Uns bleiben immer zwei Wege offen: der durch das Gewölbe nach der Wasserpforte, oder der gewöhnliche Ausgang nach der Straße. Jetzt erinnere ich mich Alles dessen, was während meines düstern, wachen Traumes um mich geschah. Mein Eheherr ist abwesend, um nach der verlorenen Imagina zu forschen, Salentin weilt bei seinen Kranken. Wir dürfen sie jeden Augenblick zurückerwarten. Hoffent-

lich erreicht uns das Unglück nicht vor ihrer Wiederkehr.“

Indem man im Begriff stand, dieser besonnenen Rede der Hausfrau Folge zu leisten, vernahm man plötzlich heftige, stürmische Schläge an der Hausthüre. Hartmuth, der nicht anders dachte, als Herr Hanns vom Rhein oder Junker Salentin zeige seine Ankunft an, eilte hinab um zu öffnen. Ehe er aber die Pforte erreichte, brach diese unter einem wilden Geschrei, unter dem Andrange eines gewaltthätigen Angriffs von Außen zusammen und herein stürzte, den Geißlermeister Galeazzo und die Geißlerin Joffriede an der Spitze, ein wilder, lärmender Haufe verdächtiger und bewaffneter Gestalten. In wenigen Augenblicken sah sich Hartmuth, trotz seines Hülferufs und seines hartnäckigen Widerstandes, gebunden und geknebelt. Auf einen Wink Galeazzo's schleppte man ihn in einen Winkel, wo man ihn liegen ließ, während die Eingedrungenen lärmend die Treppe hinaufstürmten. Hartmuth glaubte unter ihnen den treulosen Knecht, der mit Imagina

verschwunden war, zu erkennen. Er strengte alle seine Kräfte an, um sich von dem lästigen Knebel und den fesselnden Banden zu befreien, allein diejenigen, die ihn in diesen Zustand versetzt, schienen mit Werken dieser Art wohl vertraut, so daß seine Bemühungen vergeblich blieben.

Eben so, wie der alte Leibdiener, wurden auch die beiden Frauen durch das Geräusch der Heraufdringenden getäuscht.

„Es ist Salentin mit dem Vater!“ rief, tief Odem schöpfend, Regina und eilte nach der Thüre. Da trat ihr Galeazzo entgegen und vor seinen glühenden Blicken, vor seinen erhobenen Armen bebte die Jungfrau erschrocken zurück. Sie floh an die Brust der Pflegemutter, sie verbarg hier ihr Angesicht und rief, von entsetzlicher Angst ergriffen:

„Wehe mir, das ist der schreckliche Geißlermeister! Ich kann seinen Blick nicht ertragen und seine Nähe erfüllt mich mit Grauen. Schützt mich, ihr Heiligen, vor diesem! Aus seinem Auge sieht ein Geist der Hölle, der mich zum Opfer erkoren, der Blitz zum Mordbrande zuckt

aus seinen Händen, von ihnen träufelt Blut der unschuldig Gemordeten, der gequälten Mütter, der gepeinigten Säuglinge!“

Langsam betrat Galeazzo das Zimmer; Joffriede folgte ihm. Ihre Gefährten blieben gleichsam wachehaltend vor der offenen Thüre, auf dem äußern Gange.

„Die Zeit der Buße ist vorüber und die des Glücks ist gekommen,“ sprach der Geißlermeister. „Galeazzo hat entsagt und geblutet, mit Schmerzen und Wunden hat er die Versöhnung erkauft, jetzt will er den Kelch der Lebensfreuden an seine Lippen führen und bis zum Grunde leeren. Dich hat er erkoren, ihn zu beglücken. Komm mit mir, schöne Braut! Hörst du die Gäste jauchzen, die ich zum Feste geladen? Siehst du die Hochzeitsfackel zum Himmel emporlodern, die ich dir angezündet? Ich werfe die Krone des Geißlerfürsten in diese Gluth und opfre sie dir. Myrthen und Rosen sollen fortan meine Scheitel schmücken und deine Liebe soll die Blumen pflegen, daß sie nimmer verwelken. Du sagst, von meiner Hand träufle Blut, und ich habe den Blitz

geschleudert, der diesen Brand geboren? Kann eine Hand reiner seyn, als die meinige, und wenn sie flammt, ist es denn nicht aus Liebe zu dir, aus jener Liebe, die mein ganzes Wesen glühend durchzückt! Ich habe meine Hand in Blut gewaschen, auf daß sie rein genug sey, dir geboten zu werden. Komm mit, schöne Braut! Das Hochzeithaus liegt fern und die Wandrung ist lang."

Er war näher getreten und hatte seine Hand auf die Schulter der zusammenschreckenden Regina gelegt. Mit finstern, forschenden Blicken sah Joffriede auf Frau Gisela. Sie bemerkte, daß eine seltsame Umwandlung mit der edlen Frau vorgegangen sey. Das war nicht mehr der todte unsichre Blick einer Blinden, der zürnend auf Galeazzo lag. Das war nicht mehr die Verzweiflung einer unglücklichen Irren, das war die Würde einer reinen starken Seele, die aus diesem ruhig und frei erhabenen Antlitze sprach. Jetzt streckte Frau Gisela die Rechte schützend vor Regina hin, jetzt erhob sich ihre Stimme ernst und gebietend.

„Laßt ab von diesem Mädchen!“ sagte sie zu Galeazzo, der bei dieser Anrede mit einem verächtlichen Lächeln auf die Sprechende blickte. „Ich, die Gott berufen hat, Mutterstelle bei der Verwais'ten zu vertreten, befehle es Euch in seinem heiligen Namen. Geht hin, Unglücklicher, sucht die entlegenste Einsamkeit, Euch und Eure Verbrechen zu verbergen, Euer Gedächtniß unter den Menschen vergessen zu machen. Eine stürmische Nacht war über mich gekommen, und ich träumte gräßliche Träume von der Nothwendigkeit büßender Entsagung, von der Versöhnung mit Gott durch Blut. Ich wollte Mann und Kind verlassen, um dieses blutigen Heils willen, ich wollte mit blinden Augen auf beschwerlicher Wandrung ein fernes Ziel suchen. Die Mutter aller Gnaden hat mich erleuchtet und ich blicke in die Nacht, die hinter mir liegt, wie in einen hellen Tag und erkenne dich wieder, der schon einmal die Schwelle dieses Hauses frevelhaft entweihete, und erkenne jene, die im Übermuthe ihres Trotzes gegen Gott und die Menschheit die Schlinge des traurigsten Wahnes über mich warf.

Hinweg mit Euch! Ich gebiete es. Der Herr des Himmels und der Erde will kein Blut, er will Liebe. Ihr lästert seiner durch Eure Lehre, durch Euern Wandel. Hinweg aus dieser Wohnung guter Christen! Eure Gegenwart schändet sie!"

Mit seltsamer Scheu drängte sich unter dieser Rede der würdigen Frau Joffriede an Galeazzo.

„Die Blinde ist sehend geworden;" raunte sie diesem zu. „Hier geschehen Wunder und diese Wunder sind uns nicht günstig. Laß uns gehn, Galeazzo! Unser Werk ist zerstört, unser Bündniß aufgehoben. Ich gab dir das Mädchen, dafür unterwarfst du mir die Blinde. Aber es ist keine Blinde, keine Reuige, keine Büßende, die zu uns spricht. Blicke sie nur an: ein Heiligenschein schwebt um ihr Haupt, eine himmlische Kraft leuchtet aus diesem Auge. Sie hat nicht unter den Streichen der Geisel geblutet, nicht in verzweiflungsvoller Buße gerungen, nicht der Versöhnung durch Blut Tausende gewonnen, wie ich; sie hat nur geliebt, nur in Treue gelebt,

nur die Bande des Herzens und der Kirche heilig gehalten — und darum ist sie eine Heilige geworden, vor der ich mich in die Wildniß, in die Einöde verbergen möchte. Laß uns gehn! Ich kann den Blick dieses sanften Auges nicht ertragen, er erweckt in meiner Seele alle Qualen, alle Pein des Gewissens wieder, die ich längst durch Blut und Buße überwunden zu haben glaubte. Sie liebte und war treu und darum ist sie Gott lieb. Weh mir, mich kann Gott nicht lieben! Fort, Galeazzo! Diese Frau ist ein strafender Engel des Himmels und dieses Mädchen — es ist Alles anders geworden, als ich mir es gedacht hatte. Laß das Mädchen, Galeazzo! Mich schaudert in seiner Nähe. Laß sie, Galeazzo! Sie bringt dir Verderben."

Der Geißlermeister stieß ein wildes Hohngelächter aus. Mit starker Hand riß er Reginen von der Pflegemutter los und mit sich fort nach der Thüre.

„Mein ist sie," rief er, „ich bin der Erwählte des Herrn, und was ich thue, ist sein Wille. Meinst du, umsonst leuchte die Hochzeitfackel zum

Himmel empor, umsonst seyen die Gäste zum Feste geladen? Auf, Joffriede, gib dich nicht dem thörichten Kleinmuthe, den die Laune des Augenblicks gebürt, hin! Sey stark, wie du immer warst, folge mir nun zum Glücke, wie einst zur Buße. Du bist die Brautführerin. Du wandelst eine Bahn mit uns, du bist die treue Genossin unsres Glücks."

Vergebens sträubte sich Regina im Arme Galeazzo's, vergebens erfüllte ihr Angstgeschrei die Gänge des Hauses, durch die sie sich fortgerissen sah. Frau Gisela wollte ihr folgen, allein die Gefährten Galeazzo's verschlossen, nachdem dieser mit seiner Beute und Joffrieden, die sich durch Regina's Wehe-klagen seltsam erschüttert und zu unerklärlicher Theilnahme bewogen fühlte, sich entfernt, von Außen die Thüre.

„Unglückliches Mädchen!" rief sie: „habe ich dich nur wiedergesehn, um dich für immer zu verlieren, um dich in der Gewalt eines Bösewichts zu wissen, der vor keinem Verbrechen zu-

rückbebt, da er es durch den entweihten Namen Gottes vor seinem eignen Gewissen heiligt?“

Sie eilte an's Fenster und blickte hinab. Sie sah die Begleiter des Geißlermeisters aus dem Hause treten und sich unter die vorüberdrängenden lärmenden Haufen mischen, allein Galeazzo selbst, Joffriede und Regina erschienen nicht. Sie erinnerte sich jetzt der innern Verhältnisse ihrer Wohnung. Durch ein Seitengemach gelangte sie auf den äußern Gang, die Treppe hinab, in den untern Hausraum. Hier streifte ihr Blick durch die offene Hofthüre über den Gartenraum hin. Sie sah die benachbarte Synagoge in Flammen stehn, aber sie bemerkte auch zugleich, daß der Sturm Flamme und Rauch von ihrer Wohnung hinweg nach einer andern Gegend der Stadt trieb. Diese Erkenntniß drängte sich ihr unwillkührlich auf. Sie war viel zu sehr mit Regina's Mißgeschick beschäftigt, um in diesem Augenblicke Anderes, wenn es auch noch so außerordentlich war, zu beobachten. Da traten vier Gestalten in die Hausthüre. Sie blickten mit ängstlichen Bewegungen um sich, ein

Mann eilte aus ihrer Mitte mit geöffneten Armen auf Gisela zu und sie erkannte in dem gealterten Antlitze die Züge ihres Gemahls. Sie warf sich an seine Brust, sie rief, von Liebe, Rührung und Sorge um das verlorene Pflegekind, bewegt:

„Ich sehe dich, mein Gemahl! Gott hat Großes an mir gethan und mir das Licht der Augen wieder geschenkt. Aber mein Herz beweint einen schmerzlichen Verlust: Regina ist uns geraubt, der Geißlermeister, dem sie einst schon eine rettende Hand entrissen, hat sie mit Gewalt von mir getrennt und auf unbekanntem Wege fortgeschleppt."

Da blickte der Herr vom Rhein, der freudetrunken die sehende Gattin angestaunt, mitleidig auf einen grauen Mönch, der ihn begleitete, da zuckte dieser zusammen, als habe ein schwerer, unerwarteter Schlag seine Seele getroffen, aber er sprach nicht, er seufzte nur tief auf aus gepreßter Brust und in seinen Augen, die aus den Öffnungen der Kapuze dunkel hervorleuchteten, zeigte sich der Ausdruck eines tiefen, bittern

Schmerzes. Frau Gisela fühlte ihre Hand von heißen Küssen bedeckt. Eine zarte, kindliche Stimme sprach zu ihr und sie erkannte an dieser die noch nie gesehene Imagina, die mit ihrem Befreier Felician in den Straßen der Stadt auf den Herrn vom Rhein und seinen Begleiter gestoßen war. Welche wunderbare, schreckliche und erfreuliche Ereignisse durchkreuzten sich in diesen Augenblicken! In der Nähe wüthete die Flamme und der Mord, hier fand der Gatte, der die Gattin blind verlassen, sie sehend wieder; hier kehrte ein verloren gegebenes Kind, auf die abentheuerlichste Weise vor dem Mordstahl eines sich und Andre täuschenden Beschwörers gerettet, glücklich heim; hier erfuhr ein bedauernswerther Vater, der in dieser Stunde das Glück seines Kindes zu gründen glaubte, eine Nachricht, welche die einzige Hoffnung, mit der ihm das Leben schmeichelte, vernichtete, ihm das einzige Wesen, welches ihm durch Bande des Blutes theuer war, einem Verderben, vor dessen näherer Erkenntniß seine Seele zurückbebte, preißgegeben zeigte.

Aber auf welchem Wege, wohin war der ver-

wegene Räuber mit seiner Beute entflohn? das war die Frage, welche in den Blicken des Mönchs lag, welche auf den Lippen des Herrn vom Rhein schwebte. Da erklang aus einem dunkeln Winkel zunächst der Treppe ein dumpfes Stöhnen. Man fand den alten Diener Hartmuth, man lös'te seine Bande, man befreiete ihn von dem Knebel, der ihn am Sprechen hinderte.

„Sie haben Reginen durch ein Gewölbe nach der Wasserpforte gebracht;" sagte er, sich mühesam aufrichtend: „der wilde Geißlermeister, die tolle Joffriede und der schurkische Knecht, der sich an demselben Abende, wo Imagina verschwand, entfernte! Er muß ihnen die Gelegenheit verrathen haben. Sie gingen an mir vorüber, ich hörte des armen Mädchens Hülferuf, aber der gottlose Geißler lachte und meinte: sie würde schon heiter und fröhlich werden, wenn sie das Glück seine Braut zu seyn, recht erkannt habe, wenn sie draußen mit ihm in den Bergen und Wäldern lebe, frei und mächtig, wie eine Königin, wenn sie nicht mehr als eine elende

Magd im Hause den Vornehmen und Reichen dienen müsse. Der Schuft von Knecht spottete meiner, als er sah, daß ich mich wie ein Wurm am Boden krümmte, um meiner Bande ledig zu werden. Der Teufel gesegne ihm den Spott."

Der Mönch hatte ihn mit allen Zeichen der größten Aufmerksamkeit angehört. Jetzt stürzte er fort, den gewölbten Seitengang hinab, der durch eine enge, öde Straße nach der Wasserpforte führte. Frau Gisela blickte ihm erstaunt nach.

„Laß ihn," sagte Herr Hanns, „wenn einer sie aus den Händen des Wütrichs befreit, so ist er's. Bei'm Haupte des heiligen Bartholomäus, Niemand nimmt an dem Schicksale des armen Kindes innigern Antheil, als der unglückliche Mönch!"

Dieser erreichte mit stürmischen Schritten die Wasserpforte, das Ufer des Flusses. Hier war es ruhig und einsam. Tiefer unten beschäftigten sich viele hundert Hände mit Wasserschöpfen, ein wüster Lärm tönte herauf und in der nun nahenden Abenddämmerung spiegelte der Fluß die

Flamme, die noch immer verheerend über diesen Theil der Stadt hinwüthete, im gräßlichen Widerschein. Der Mönch stand auf einer Erhöhung am Ufer und sandte die forschenden Blicke rings umher, stromauf-, stromabwärts. Ein einziger Nachen schwebte auf den Wellen des Flusses. Er schwamm hinunter, er war schon fern; aber was das Auge nicht zu entdecken vermochte, das fühlte, das erkannte das Herz des Vaters. Jenes kleine Fahrzeug, wie ein dunkler Punkt schon unterhalb der Stadt schwebend, enthielt Alles, was er liebte und zugleich denjenigen, der das Verderben des Lieblings beabsichtigte und — die Mutter des Lieblings, die, ohne zu ahnen, daß sie zum Unheile der eigenen Tochter die Hand bot, dem Verderben sich zugesellt hatte. Welche Betrachtungen, die sich im Fluge des Augenblicks aufdrängten, fähig die Seele des Stärksten zu erschüttern! Der Mönch empfand die ganze Schwere der beängstigenden Zweifel, die Vaterliebe, Furcht, Unwille und eine noch nicht ganz erstorbene Neigung zu der Mutter seines Kindes auf sein Herz legten. Er war durch eine lange

Schule des Unglücks gegangen, aber noch nie hatte er dessen grausame Verfolgungen in einem Grade erfahren, wie jetzt, wo seine letzte Hoffnung, der Lohn einer langen Buße und Entsagung, an der zügellosen Leidenschaft eines Rasenden scheiterte.

Er verlor den fern schwimmenden Nachen nicht aus den Augen. Zu seinen Füßen lag ein Kahn, leicht zusammengefügt, dessen Raum gerade zureichen mochte, zwei Menschen zu fassen. Nach! Nach! rief es stürmisch in seiner Seele. In der nächsten Minute schwebte er auf der Mitte des Stromes, beide Arme mit starken Rudern bewaffnet, die Wellen kräftig und rasch zertheilend. Wir wissen, daß er eine ungewöhnliche Körperstärke besaß;-die Vaterangst steigerte diese zu außerordentlichen Anstrengungen. Neben ihm fielen brennende Schindeln und andre glühende Trümmer, die der Sturm von der brennenden Stadt herüber trieb, zischend in's Wasser, die Wellen selbst, vom wüthenden Winde aufgeregt, kämpften gegen das kleine Fahrzeug; aber

der Mönch achtete dieser Dinge nicht: sein Auge hielt fest an dem Nachen in der Ferne, seine Arme blieben in rastloser Bewegung. Und dennoch überzeugte er sich nur zu bald, daß immer ein gleicher Zwischenraum ihn von denen, die er verfolgte, trennte, daß alle Anstrengungen ihn diesen nicht näher brachten. Die Stadt lag hinter ihm, bald auch jener Hof, in dessen Nähe er heute dem alten Jugendfreunde das lang bewahrte Geheimniß entdeckt; die Dämmerung webte ihre Schleier dichter, nur in dunkeln Umrissen sah noch das weithin gelagerte Taunusgebirg herüber — kaum vermochte der Mönch noch den dunkeln Punkt des voranschwebenden Nachens zu unterscheiden. Da wandte sich dieser an's Ufer, da landete er an einer Stelle, zu der in jener Zeit dichter Wald von den Vorhügeln des Gebirgs hinabreichte. Der graue Büßende wünschte sich in diesem Momente den Blick des Adlers. Er legte seine ganze Seele, seine ganze Kraft in das Auge, er glaubte mehrere Menschen zu erkennen, die an's Land stiegen. Er sah sie im Dickicht verschwinden. „Regina, mein Kind!" rief

er die Arme nach jener Stelle hinbreitend. Dann tauchten die Ruder wieder mit vermehrter Kraft in die Wellen und mit einer Eile, die, von dem einzelnen Manne ausgehend, an das Wunderbare gränzte, flog der Kahn jenem waldbewachsenen Landungsplatze zu.

Fünftes Kapitel.

Ach Gott! wie weh thut scheiden
Dem jungen Herzen mein,
Und bringt mir großes Leiden
Und dazu schwere Pein.

Erst im Laufe des nächsten Tages gelang es den besser gesinnten Bürgern der freien Reichsstadt, dem Beginnen der Geißler und des mit ihnen verbündeten Pöbels Einhalt zu thun. Die Geißler wurden aus der Stadt getrieben und als ihre zurückbleibenden Freunde sich ihrer Stütze beraubt sahen, fanden diese es am Klügsten, sich still von dem Schauplatze ihrer Verbrechen fortzuschleichen und ihren Raub und ihre Schuld in die heimlichsten Winkel zu verbergen. Aber welche Zerstörung, welche Scenen des Grauens hatten diese wenigen Stunden des Tages und die Nacht, die ihnen folgte, inmitten einer friedlichen Stadt

gebracht! Man war endlich Herr des Feuers geworden, der Sturm hatte sich zum ruhigen, unschädlichen Lüftchen besänftigt, aber ein großer Theil der Stadt lag in Asche, Blut befleckte die Straßen, Leichen versperrten sie. Vor der Brandstätte der Synagoge, wo viele Hunderte, Greise, Männer, Frauen und Kinder, unter dem glühenden Schutte verkohlten, stieg ein dicker, schwarzer Dampf zum Himmel. Die Vorübergehenden behaupteten, von Zeit zu Zeit noch einzelne singende Stimmen zu vernehmen. Niemand verweilte gern in der Nähe des Ort's, über dem die Geister der grausam Ermordeten schweben mochten. Wohin sich der Blick wandte, stieß er auf Bilder des schrecklichsten Elends. Hier lag in den Schauern des Fiebers, an die Mauer einer Kirche zusammengedrängt, ein Haufe unglücklicher Pestkranken, die, von muthigen Menschenfreunden dem Flammentode entrissen, jetzt halbnackt, alle gräßlichen Zeichen ihres Übels zur Schau bietend, einem langsamen Tode entgegenschmachteten; dort trieben sich jammernd und Hände ringend vereinzelte Waisen umher, die vergebens

nach den Eltern riefen, welche, als sie noch das Beste ihrer Habe retten wollten, das zusammenbrechende Dach, das ihnen so lange friedlichen Schutz gewährt, begraben hatte; dort rannten verzweiflungsvolle Mütter durch die Straßen und schrieen den Namen des Kindes, das sie im Drange des Unheils von ihrer Seite verloren; dort suchte unter einem Haufen von Todten die Liebe denjenigen hervor, dessen Staub sie nicht der Verwesung des Zufalls preißgeben, den sie an auserkorener Stätte begraben, dessen Gedächtniß sie dort feiern und betrauern wollte.

Die Würde der Obrigkeit, ihre Macht war wieder begründet und sie konnte jetzt streng gegen das Verbrechen, wohlthätig für das Unglück einschreiten. Ihrem Scharfblicke waren die Stadtangehörigen, die sich der Frevlerrotte der Geißler angeschlossen, die sie auf den Wegen zu Raub und Mord geleitet, nicht entgangen. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen, in denen die ganze grausame Strenge jener Zeit sich aussprach. Einige der ärgsten Verbrecher wurden langsam von Pferden zerrissen, andre gerädert, andre gesäckt;

wenige kamen mit dem Verluste von Nase und Ohren, noch weniger mit bloßer Stäupung davon. Es waren blutige Festtage für die Henkersknechte. Dazwischen hielt die Geistlichkeit, die sich nun wieder aus ihren Asylen hervorwagen durfte, feierliche Umgänge und stimmte in allen Kirchen das Te Deum wegen Befreiung von den Geißlern an. Jener Aufregung, welche die Ankunft der düstern Büßenden hervorgebracht hatte, folgte nun eine andre, die aber für den Menschenfreund auch ihre erfreulichen Beziehungen hatte. Man sah die edelsten Frauen aus dem Patricier- und Bürgerstande ohne Scheu, nur von reinem Wohlthätigkeitssinne getrieben, zu den obdachlosen Pestkranken treten, ihnen Nahrung und Arznei reichen, sie selbst in ihre eigene Wohnungen aufnehmen; elternlose Waisen fanden gütige Pflegemütter, die Abgebrannten gastliche Aufnahme: bei denen, welchen der Tod einen Liebling vom Herzen gerissen, konnte man nur Thränen trocknen, nur Trost und liebevolle Theilnahme in die wunde Seele zu flößen suchen.

Rastlos bewegte sich vom Morgen bis zum

Abend unter den Hülfsbedürftigen Frau Gisela umher. Wohin ihr Fuß trat, da begleitete sie der Segen des Wohlthuns, wo sie ein Auge in Thränen sah, da eilte sie, diese zu trocknen. Imagina und Felician, der sich dem Herrn vom Rhein als einen Bekannten aus früher Jugendzeit zu erkennen gegeben, begleiteten sie aller Orten. Felician war dem alten Hartmuth als Gehülfe beigesellt worden und fühlte sich sehr glücklich, nach so vielen Jahren eines unruhigen, den mannigfachsten Widerwärtigkeiten unterworfenen Treibens, endlich ein friedliches Unterkommen bei einem Herrn, den er ehrte, dessen Gedächtniß immer in seiner dankbaren Erinnerung fortgelebt, zu finden. Die Erfahrungen der letzten Tage hatten ihn mit Widerwillen gegen ein erneuertes fahrendes Leben, das nur Reize für eine frische, kräftige Jugend besitzen konnte, aber den bejahrten Mann zu tausend Entbehrungen, die das Alter erschweret, nöthigte, erfüllt. Seine Sorglosigkeit für die Zukunft war in jener Stunde, wo er dem büßenden Mönche beichtete, verloren gegangen, Alles hatte eine ernste,

an die Vorbereitung zum Jenseits mahnende Gestalt für ihn angenommen. Durch den großen Dienst, den er der jungen Imagina leisten dürfen, war ihm diese theuer geworden, wie ein eignes Kind. Was er sich auf seinen Fahrten sorgfältig erspart hatte und in gewichtigen Goldstücken in seinen Kleidern verborgen trug, das gedachte er einst ihr als ein Erbe, das der Waise in der Welt förderlich seyn möchte, zu hinterlassen. Demüthig folgte er der edlen Gebieterin und spendete mit jener seltsamen Freundlichkeit, die wir an ihm kennen, die Gaben der Wohlthätigkeit, welche sie bezeichnete. Frau Gisela glaubte nicht genug thun zu können, um der Gottheit ihren Dank für das Große, was sie an ihr geübt, darzulegen. Sie war in diesem allgemeinen Unglücke erwählt worden, die Huld des Himmels auf die wunderbarste Weise zu erfahren, und wenn auch der Schmerz über die gewaltsame Trennung von dem geliebten Pflegekinde Regina sich von Zeit zu Zeit empfindlich machte, so war eben durch jene erlebte wunderbare Begnadigung ihr Vertrauen auf Gottes

weitern Beistand so sehr gestärkt worden, daß sie die feste Überzeugung hegte, der Herr, der die Blinde sehend gemacht, der die Nacht des Wahns von ihrem Geiste genommen, der den Flammen gewinkt, daß sie sich schonend von ihrer Wohnung abwandten, werde auch Regina sicher durch jedes Mißgeschick geleiten und in ihre Arme zurückführen. Als eines Abends die edle Frau aus dem Aufenthalte unglücklicher Nothleidender, die in dem entsetzlichen Brande Alles verloren hatten, trat, warfen sich ihr zwei Menschen, ein Mann und ein Weib in niedrer Tracht, zu Füßen. Imagina erkannte sie. Es waren Jörg und Walpurg, jene dienende Hausgenossen, die gleich bei der Ankunft der Geißler, von dem argen Geiste der Zeit hingerissen, sich diesen beigesellt. Schwere Reue über ihre Verirrung und Furcht vor der Strafe, die den treulosen Leibeigenen bedrohete, hatten sie ergriffen; aber sie vertrauten auf die Güte und Sanftmuth der edlen Frau, sie fleheten um Verzeihung und Wiederaufnahme bei der Herrschaft und erhielten Beides, nachdem sich Frau Gisela überzeugt,

daß sie, noch ehe die Geißler die Stadt, die sie gastlich aufgenommen, mit Mord und Brand heimgesucht, ihren Irrthum erkannt und sich von ihnen entfernt.

Ängstlich schlichen nun auch einzelne Individuen des unglücklichen Volkes, die bei'm ersten Drohen der Gefahr geflüchtet waren, aus ihren verborgenen Zufluchtsorten hervor; andre kamen aus benachbarten Städten und Dörfern, wohin sie eine gerechte Besorgniß getrieben, zurück. Es gewährte einen traurigen Anblick, diese Unglücklichen scheu um die Trümmer ihrer Wohnungen umherschleichen zu sehn, kaum muthig genug, in dem Schutte und der glühenden Asche nach Dingen von Werth zu suchen, die sich vielleicht erhalten haben mochten, immer noch den Mord und das Verderben auf ihren Fersen fürchtend. Aber Herr Hanns vom Rhein wußte dem Unglück Achtung, dem Eigenthume, so viel noch davon vorhanden war, seine Rechte zu schützen. In seinem Amte als kaiserlicher Vogt zeigte er sich unermüdlich thätig. Die Stimme der Menge bezeichnete den todten Simeon Storch als

den ersten Veranlasser des ganzen Unglücks, Godebrecht's Ruf: er habe ihn einen feuerigen Pfeil in das Rathhaus schießen sehn, hallte von einem Ende der Stadt bis zum andern wieder und fand bei dem allgemein herrschenden Judenhasse überall Glauben. Die wenigen Juden, die dem Brand und Mord entronnen waren, und die eine Sehnsucht, in der wir ein allgemeines menschliches Gefühl erkennen, an den Ort, wo sie geboren, an die Stelle, wo sie Verwandte und Freunde verloren, zu der Ruine des Hauses, wo sie einst zu ihrem Gotte gebetet, wo nun so viele der ihrigen den langen Schlaf schlummerten, zurückführte, wurden als Mitschuldige einer That, deren Opfer auch so mancher christliche Haushalt geworden, angesehn. Allenthalben begegneten ihnen finstre, drohende Blicke. Aber der Ernst, den die städtische Obrigkeit in ihren Strafurtheilen an den Tag legte, die Wachen der Söldner, die um die Brandstätte aufgestellt waren, wiesen jeden Ausbruch des unverhaltenen Grimms in seine Gränzen zurück. Der kaiserliche Vogt ließ indessen Bretterwohnungen für

die obdachlos gewordenen Juden aufschlagen, er sandte Leute aus, um Lebensmittel einzukaufen, er that Alles, was die Verhältnisse gestatteten, um seine mißhandelten Schützlinge vor der ärgsten Noth, vor den schlimmsten Entbehrungen zu wahren.

Und Salentin? — Seine Seele war vom herbsten Schmerze ergriffen, tiefe Schwermuth bemächtigte sich seines sonst so heitern und starken Gemüthes, die heiligsten Empfindungen trieben ihn fort, die verlorene Geliebte aufzusuchen; allein er opferte das eigne Unglück dem größern allgemeinen, das Elend vieler hundert Kranken hielt ihn hülfeverlangend an ihren Lagern gefesselt; er schöpfte aus dem Anblick der sehenden Mutter einen Ersatz für die verlorene Geliebte, der freilich die Wunde auf Augenblicke vergessen machen, aber nicht heilen konnte. Sein Vater hatte ihm alle jene Entdeckungen mitgetheilt, welche er, bei der Zusammenkunft mit dem büssenden Mönche am Gutleuthofe, erhalten. So war denn Regina ein Sprößling zweier der edelsten Geschlechter, so schien der büßend-

Meinrad Crafft zum Jungen mit dem berühmten Meister Lukas eine Person, so hatte der eigene Vater die Tochter als ihr Schutzgeist umschwebt, so glaubte Salentin noch darin eine Beruhigung zu finden, daß Regina, wenn auch ihr und dieser unbewußt, sich in der Gesellschaft ihrer Mutter befand! Dann aber trat wieder das Bild des wilden, leidenschaftlichen, halb wahnsinnigen Galeazzo vor seine Seele. Er hörte sein Hohnlachen, wie an jenem Abende, als er Reginen triumphirend in seinen Armen fortgeschleppt; aber unwillkührlich drängte sich dann auch die dunkle Gestalt des büßenden Mönchs vor, der damals den Räuber mit mächtigem Faustschlage niedergeschmettert, und ihm die Beute entrissen — er lebte zu neuer Hoffnung auf, wenn er erwog, daß Regina's Vater selbst dem Entführer auf der Ferse nachgefolgt sey, bis, lähmend und seine Hoffnungen mit düstrer Schwermuth niederdrückend, das schmerzliche Bewußtseyn zurückkehrte, daß grade jetzt, wo der Erfüllung seiner Wünsche nichts mehr entgegenstand, wo sein Vater sie billigte und die

seinigen mit ihnen vereinigte, die Geliebte ihm entrissen, einem Frevel, den er nicht auszudenken wagte, preißgegeben sey.

Indessen hatte Regina in der That in Joffrieden eine seltsame Beschützerin gegen Galeazzo's glühende Leidenschaft, einen starken Beistand in den Anfällen seines zunehmenden Wahnsinns, eine wunderliche Freundin, die Wohlwollen und zurückstoßende Heftigkeit auf die sonderbarste Weise mischte, gefunden. Als sie an jenem Abende tief in sich gekehrt, auf Rettung sinnend, in dem Nachen saß, der, von Galeazzo und dem treulosen Knechte geleitet, sie stromabwärts führte, kauerte Joffriede ihr gegenüber am Boden nieder, blickte sie oft lange und verstohlen an, und verbarg dann plötzlich scheu und wild ihr Angesicht in den Mantel, den sie umgeschlagen hatte. Regina glaubte sie heimlich weinen zu hören. Wenigstens vernahm sie deutlich schwere Seufzer, die aus gepreßter Brust heraufstiegen, ein ängstliches Stöhnen, das, obgleich sie noch in Joffrieden eine arge Feindin erkennen mußte, ihre Theilnahme seltsam

und unwiderstehlich erregte. Ließ dann die Geißlerin wieder den Mantel fallen, blickte sie dann wieder langsam auf, so war jene Heftigkeit, jene fanatische Wildheit, jener gebietrische Hohn, womit sie Frau Gisela grausam verfolgt, gänzlich aus ihren Gesichtszügen verschwunden, und auf der bleichen Stirn, in den Augen, die das unheimliche Feuer verloren, in den gedehnten Wangen und um den immer noch edel gebildeten Mund, lag der Ausdruck eines tiefen, fort und fort nagenden Seelenschmerzes, einer Trauer, die durch keinen Thränenstrom hinweggespült werden konnte, einer quälenden Erinnerung, die, wenn die Außenwelt die Geißlerin nicht in ihre Stürme fortriß, unaufhörlich an ihr Herz und ihr Gewissen schlagen mochte.

Der Nachen durchschnitt die Wellen im Fluge und bald lag die Stadt, über die der Feuerstrom wogte, hinter ihm. Regina blickte nach der Gegend, wo das Haus der Pflegeeltern lag. Der Wind trieb die Flamme abwärts, das Mädchen durfte hoffen, daß dieses Unheil schonend an den Häuptern ihrer Lieben vorübergehe. Wer

mag es ihr verargen, daß, wenn sie an diese dachte, es immer Salentin war, der, allen vortretend, sich ihrer Seele vergegenwärtigte, daß selbst die Pflegemutter, deren dunkles Geschick plötzlich ein Wunder gelichtet, dem Bilde des Pflegebruders weichen mußte, daß ihre Seufzer, ihre Sehnsucht, die Hoffnung, die in dem Herzen eines liebenden Wesens nie stirbt, ihm galten?

Während auf den Fluß und die niedre Gegend schon die Dämmerung anfing sich zu lagern, strahlten die gewölbten, üppigen Formen des Gebirgs noch im reizenden Abendlichte. Es lag, von einem sanften Goldglanze umsäumt, an der rechten Seite des Flusses. In seinen anmuthigen Formen glich es jenen Gebirgen südlicher Länder, die mehr durch sanfte und harmonische Verhältnisse dem Auge schmeicheln, als es durch abentheuerliche, mächtige Gebilde in Erstaunen versetzen, und selbst der Zufall, der vielleicht schon zu Carl des Großen Zeiten Kastanienwäldchen hier hatte anlegen, der milde Himmelsstrich, der sie hatte gedeihen lassen, dienten diese Ähnlichkeit zu vermehren.

Galeazzo ließ das Ruder sinken und sah mit glühenden Blicken nach dem Gebirge. Er lächelte seltsam, eine dunkle Röthe trat auf seine Wangen und, indem er beide Arme nach den Bergen hinbreitete, rief er in einem sonderbaren, singenden Tone:

„Hei, wie glücklich und schnell geht unsre Fahrt! Das kalte Deutschland liegt hinter uns, und die Alpen und die Appeninen, hier ist meine Heimath, das schöne albanische Gebirg, hier habe ich unter den Blüthen der Orangen, unter den Zweigen der Myrthe die erste Luft geathmet, hier will ich das Glück meiner Liebe, hier will ich meine Hochzeit feiern. In Deutschland habe ich durch Buße und Blut regiert, hier will ich der Sklave der Geliebten werden, hier lauschen auf ihren Wink, um ihn auszuführen, hier ihre Blicke bewachen, ob ein Wunsch in ihnen liegt, den ich erfülle, ehe sie ihn ausspricht. Du heissest Regina," wandte er sich zu dem Mädchen, „und du sollst die Königin seyn. In unserm ewig heitern Lande, in unsern Wäldern und Bergen bedürfen wir nicht der engen Wohnungen,

wie sie die Eisluft des Nordens den Menschen aufdrängt. Das Gewölbe des Himmels ist das Dach unsres Pallastes, das Paradies, das uns umgibt, die Wohnung, deren wir bedürfen. Aber, ehe wir eingehn in diese Herrlichkeit, muß erst ein seltsames Werk, von dem ich in unglücklichen Augenblicken oft wähne, es sey unmöglich, gethan seyn. Siehe diese Hände, Regina! Sie sind von Menschenblut roth gefärbt, von Brand und Rauch dunkel angehaucht. Die Blut- und Brandflecken müssen erst fort. Meine Hand muß weiß werden, wie das Gefieder der Friedenstaube, dann erst darf sie die Myrthe pflücken."

Er tauchte beide Hände in's Wasser und rieb sie mit großem Eifer. Plötzlich aber ließ er von dieser Beschäftigung ab, schüttelte wehemüthig das Haupt mit den verwirrten dunkeln Locken und dem bleichen Antlitze und sprach:

„Es geht nicht! Noch weht der Wind den Brandgeruch aus Deutschland herüber, noch schlägt von dorther der Feuerschein über die Berge, noch quillt ein Strom von Blut die Alpen herab, mir nach, der immer die Hände wieder

roth färbt. Geduld, Galeazzo! Du kannst ja warten. Du besitzest die Geliebte, Niemand raubt sie dir: Geduld!“

„Es wäre besser, Ihr nähmt das Ruder zur Hand und triebet tüchtig an,“ nahm unmuthig der Knecht das Wort, „als daß Ihr Eure Freude an unnützen und kindischen Redensarten findet. Bei Sanct Veit! Wir werden verfolgt und Derjenige, der jenen kleinen Kahn, wie eine fliegende Schwalbe, hinter uns her eilen läßt, führt ein Ruder, das nicht zum erstenmale die Wellen durchschneidet.“

„Sklav, willst du mir gebieten?“ fuhr Galeazzo heftig auf den Knecht ein, indem er drohend das Ruder über seinem Haupte schwang. „Noch ein Wort aus deinem Munde und ich schlage dir den Schädel ein. Die Fische sollen eine Mahlzeit an dir haben, wie sie sich lange gewünscht. Glaubst du, du könnest mir trotzen, ich fürchte ein wenig Blut mehr an diesen Händen, da ich sie nicht von dem vergossenen allen zu reinigen vermag? Das ist eine Arbeit und ich meine, dein schurkisches Blut wird sich noch

am leichtesten abwaschen lassen. Da nimm Gold! Mit Gold wiege ich dir jeden Ruderschlag, jeden Schritt in meinem Dienste auf. Deine Seele habe ich gekauft, d'rum wahre dein Leben!"

Er warf dem Knechte einige Goldstücke vor die Füße, welche dieser gierig aufraffte. Dann sah er selbst nach dem Kahne, der aus der Ferne heraneilte. Nach einigem Besinnen setzte er sich schweigend auf die Stelle, die er früher eingenommen, und, indem er nun das Ruder wirken ließ, brachte seine durch die wahnsinnige Erregung gesteigerte Kraft das Fahrzeug in wenigen Augenblicken weit vorwärts.

Regina fühlte sich bei den Äußerungen, in denen Galeazzo die Zerrissenheit seines Innern, das Geständniß seiner Blutschuld ausgesprochen, von Grauen und Abscheu erfüllt. Als seine Gebehrde den Knecht mit einem tödtlichen Schlage bedrohete, war sie im Begriff aufzuspringen und sich zwischen Beide zu werfen. Doch lag auch in den Worten des Wahnsinnigen, daß er erst von Blut und Brand gereinigt seyn müsse, ehe er nach seinem Glücke verlangen dürfe, etwas

Beruhigendes für sie. Ehe sie aber hierüber weiter nachdenken konnte, fühlte sie ihre Hand von der Joffrieden's ergriffen, vernahm sie die von dieser leise und hastig ausgestoßene Versicherung:

„Fürchte nichts, Mädchen! Du stehst unter meinem Schutze. In deinem Wesen liegt eine wunderbare, unerklärliche Macht, die mich zwingt, dich zu lieben.“

Sie sah die Geißlerin befremdet an. Hatte sich ihr doch dieses seltsame Weib immer unter einer abschreckenden Gestalt, als eine unabläßige Verfolgerin der frommen und tugendhaften Frau Gisela gezeigt, beseelt von wildem, blutdürstigem Fanatismus, mit dem herrschsüchtigen Streben, Alles in den Kreis ihrer düstern und grausamen Buße zu reißen, und nun mit einemmale redete sie in einem sanften, trostbringenden Tone zu ihr, mit einemmale kündigte sich diejenige, die sie gefürchtet und verabscheut, als ihre einzige Freundin in der Noth an! Aber wie wunderbar verändert schien auch in diesem Augenblicke das ganze Äußere Joffrieden's! Nur Wehemuth

und Trauer sprachen aus diesen Zügen, und den Augen, die auf Regina ruheten, entstrahlte ein milder Blick, in welchem der seltsame Ausdruck einer auflebenden Zärtlichkeit unverkennbar war. Auch nach dem Nachen, dessen der Knecht gedachte, dessen Annäherung dieser zu fürchten schien, forschte, von einer schwachen Hoffnung belebt, Regina's Auge. Er schwebte fern hinter ihnen, aber er verfolgte fest und unausgesetzt die Richtung, die sie eingeschlagen hatten, es schien keinem Zweifel unterworfen, daß es in der Absicht Desjenigen, der ihn führte, lag, sie zu erreichen.

Da landete Galeazzo, an jener buschumgebenen Stelle, da sah sich Regina, wollte sie sich nicht einer Gewaltthat der Leidenschaft aussetzen, genöthigt, ihrem Räuber zu folgen.

„Hier ist kein Weg, kein Steg, der mir unbekannt wäre," sagte wunderlich lächelnd der Italiener. „Dort hinab liegt Albano mit seinem See, rechts führt die Straße nach der königlichen Neapolis. Aber was sollen uns die engen Mauern, was soll uns die Sklaverei der

Städte? Ich hatte kaum die Spiele der Kindheit weggeworfen, als ich das grüne, freie Gebiet der Wälder und Berge betrat. Da lebte ich froh und glücklich und diese Zeit soll wiederkommen. Sie strahlt fernher im Goldesglanze, wie der Saum jener Berge. Dazwischen liegt eine dunkle, blutige Nacht — ich dränge an ihr, ich will sie hinwegwischen aus meinem Leben, aber sie weicht nicht. Aber auf den Bergen wird mir besser werden. Hinauf, hinauf! Die Brust sehnt sich nach ihrer Freiheit, die Seele nach ihrem Frieden."

Er ging mit raschen Schritten durch den dämmerigen Wald voran, ihm folgten Regina und Joffriede, die des Mädchens Hand gefaßt hatte; der Knecht, mit einem gewichtigen Pack beladen, schloß den Zug. Der Wahn, er durchwandre die Fluren seines Vaterlandes, er nähere sich jenen Gebirgen, in denen er eine glückliche und heitre Zeit seiner Jugend verlebt, wurde in Galeazzo zur festen, Alles beherrschenden Idee. Dort sollte Alles von ihm weichen, was ihn bedrückte und ängstigte, tausendfache Blut-

schuld, Verbrechen, deren Last er dunkel fühlte, ohne sie zu erkennen, die ganze düstre Zeit seiner Buße und Geißlung, viele Jahre, die er in Entsagung aller Freuden, im Taumel eines rasenden, grausamen Treibens hingebracht. Dort sollte dann das Glück der Liebe, die in der reizenden Unschuld Reginens ihm begegnet und mit Allgewalt den Nebel einer langen düstern Verirrung zerstreut, ihm in der reichsten Fülle, die er nur ahnen, aber nicht denken konnte, erblühen; dort zeigten ihm unklare Vorstellungen eine Freiheit, eine Herrlichkeit, die das Leben mit Reginen erzeugen mußte. Und während er, diesen Träumen hingegeben, weiter eilte, rieb er immer die Hände, blickte er scheu auf sie nieder; aber die Blutflecken wollten nicht vergehen, die Brandzeichen blieben!

Die Dämmerung ging in Nacht über, die Nacht breitete ihr Sternengewand über die Erde und hüllte Alles in ihren majestätischen Frieden. Die Wandrer hatten auf den oft ungebahnten Wegen, die Galeazzo sie führte, wohl zwei Stunden zurückgelegt und fanden sich nahe am

Fuße des Gebirges. Immer höher stiegen die dunkeln riesigen Umrisse vor ihnen auf, kühler wehete sie die scharfe Bergluft an. Wenn auch Regina an die Möglichkeit einer Flucht unter dem Schutze der Nacht dachte, so hielt sie Jofriede fortwährend so fest an der Hand, daß keine Hoffnung war, sich unbemerkt von ihrer Seite zu entfernen. Auch der Knecht, der seine Schritte an die der Frauen fesselte, schien sie sorgsam zu bewachen. Und wäre auch eine Flucht gelungen, welchen neuen, vielleicht noch gefährlichern Unfällen setzte sich nicht in jener rohen Zeit persönlicher Willkühr, in den Tagen einer allgemeinen Verwirrung und Gesetzesverhöhnung, ein einsam umherirrendes Mädchen, jung und schön, wie Regina, aus?

Sie erreichten endlich einen Wiesenraum, der, rings von Gebüsch umgeben, zu einem ruhigen, verborgenen Asyl bestimmt schien. Galeazzo's forschendes und scharfes Auge entdeckte im Hintergrunde des Raumes eine Hütte. Sie war verlassen, sie mochte nur ermüdeten oder von einem Unwetter überraschten Jägern von Zeit zu

Zeit zu einem Zufluchtsorte dienen. Hier war das Ziel ihrer heutigen Wandrung. Während der Knecht Licht anzündete, führte Galeazzo die Frauen zu einem liegenden Baumstamme im Innern der Hütte, der die Stelle einer Bank vertrat, und sagte:

„Seyd mir willkommen in der Heimath! Wie viel lieblicher ist es hier im Lande Italia, als drüben über den Alpen im rauhen Norden! Die Winde tragen süße Düfte herbei, die Nacht bringt keine frostigen Schauer, ein belebender, milder Hauch zieht durch die weite Schöpfung.“

Der offene Eingang der Hütte gab die Aussicht nach der Himmelsgegend, die sie verlassen hatten, frei. Mit Entsetzen bemerkte Regina den Feuerschein, der dort den Horizont erhellte, der noch immer mächtig und weit verbreitet schien.

„Das ist der Vesuv bei der Königsstadt Neapolis,“ rief mit einem wahnsinnigen Lachen der Italiener. „Die Leute sagen, ich hätte ihn angezündet. Tolles Geschwätz! Drunten ist die Hölle, und wenn der Teufel das Feuer schürt, in dem er die Seelen der Verdammten

peinigt, dann lodert manchmal die Flamme heraus. Vor tausend Jahren etwa lebte einmal ein Volk lustiger Leute in den Städten um den Vesuv. Die machten den Teufel oft unwillig mit ihrem tollen Gelächter, mit ihrer lärmenden Fröhlichkeit. Da nahm er eine Hand voll glühender Asche und warf sie hinaus und begrub darunter die Städte mit dem lustigen Volke, so daß es still ringsum wurde und man von der Zeit an des Teufels Schnauben und Brummen, wie fernes Donnerrollen, gar deutlich vernehmen kann."

Bei einem Kienbrand, den der Knecht angezündet, packten Galeazzo und sein Gehülfe einige Lebensmittel, womit sie sich versehen, aus. Joffriede und Regina aber verschmäheten jede Speise. Die Geißlerin sah oft träumerisch vor sich hin, dann blickte sie wieder Reginen an, eine seltsame Unruhe bemächtigte sich ihrer Seele, sie bewegte die Lippen, als spreche sie im Geheim mit sich selbst, sie fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirn, als wolle sie Gedanken, die ihr lästig fielen, dort wegwischen.

Galeazzo selbst bereitete von Moos und dürren Blättern, die er herbeischleppte, den Frauen ein Nachtlager. Als er einmal an Reginen vorüberging, schien ihr Anblick die ganze Stärke seiner Leidenschaft zu erwecken, das irrende Auge flammte, er erhob den Arm, das entsetzte Mädchen zu umschlingen. Da drängte sich Joffriede zwischen beide und sagte abwehrend und bedeutungsvoll zu dem Geißlermeister:

„Ist deine Hand von Blut rein, Galeazzo? Sind die Brandflecken verschwunden, daß du wagst, nach deiner Liebe zu reichen? Hinweg, Blutiger! Der Mord und die Liebe können sich nicht mit einander vermählen. Wenn deine Hand wieder weiß geworden ist, wie einst, da du noch ein Kind warst, dann erhebe sie nach diesem Mädchen.“

Der Italiener sah auf seine Hände und bebte zusammen. Er suchte sie in seinem Gewande zu verbergen, er verließ mit einem tiefen Seufzer die Hütte.

„Das ist der Bann, der ihn lähmt,“ sprach Joffriede leise zu Reginen. „Wir halten

den Wahnsinnigen an dieser Kette, die er sich selbst übergeworfen."

„Wenn er sie aber in einem Augenblicke der ausbrechenden Wuth zerreißt?" versetzte ängstlich das Mädchen.

„Vertraue auf mich," antwortete beruhigend die Geißlerin. „So lange ich athme, bist du vor diesem Manne sicher."

Der Knecht hatte sich indessen, ohne die Gegenwart der Frauen zu achten, in einen Winkel hingestreckt und schien sich hier ohne Umstände dem Schlaf überlassen zu wollen, als Galeazzo noch einmal zurückkehrte. Er erblickte den liegenden Knecht, er stieß ihn mit dem Fuße an und rief:

„Hund von einem Diener, wie kannst du wagen, in der Nähe deiner Gebieterin, deiner Königin, dich zu lagern, durch deinen Odem die Luft zu entweihen, die sie trinkt? Sie, die ich aus der Ferne verehre, betrachtest du als deinesgleichen, wo ich in Demuth harre, da drängst du dich frech und überlästig auf —"

„Nun," unterbrach ihn trotzig der Knecht,

„ich werde doch nicht unter freiem Himmel liegen sollen?“

„In der Hölle, wenn es mir beliebt!“ brüllte Galeazzo, indem seine Rechte den Diener emporriß und ihn mit unwiderstehlicher Gewalt aus der Hütte schleuderte. Hier sank dieser in die Kniee, sah, noch Ärgeres erwartend, flehend zu Galeazzo, der ihm folgte, auf und wollte mit bebender Stimme eine Entschuldigung stammeln.

„Das war das zweite Warnungszeichen,“ fiel ihm drohend der Italiener in die Rede. „Noch einen Frevel, noch einen Trotz, wie dieser, und dein Leben ist mir, deinem König und Gebieter, verfallen.“

Er streckte sich vor die Thüre der Hütte, so daß, wer diese verlassen oder betreten wollte, über ihn hinwegschreiten mußte. Der Knecht kauerte sich in einiger Entfernung von ihm nieder und sandte tückische, drohende Blicke nach demjenigen, der ihn so arg mißhandelte, in dessen Nähe ihn aber der Eigennutz und die Habsucht gebannt hielten. Er hatte sich den Ort ge-

merkt, wo Galeazzo den mit Gold und köstlichen Kleinodien wohl gefüllten Säckel zu verwahren pflegte. Indem der Mond aufging und, sein Licht über den Waldraum ergießend, die Hütte und den liegenden Galeazzo deutlich erkennen ließ, stiegen in der Seele des Knechts Versuchungen auf, die ihn unwiderstehlich umstrickten. Wie, sagte die lockende Stimme in seinem Innern, wenn du dich zum Besitzer dieser Schätze machtest, wenn du den Wahnsinnigen, der sie doch nicht zu gebrauchen versteht, davon befreitest und mit ihnen die Ferne suchtest, wo seine Tollheit, seine Wuth dich nicht erreichen kann? Dort liegt er bewegungslos, bald vielleicht in einem so tiefen Schlafe, daß man ohne Furcht sein Wamms lockern und den reichen Säckel von der Brust wegholen kann. Bei Sanct Veit, ich wag's! Ich schließe kein Auge, ich harre auf den günstigen Augenblick und wenn ich bis zum Morgen wachen sollte. Gegen diesen Vorsatz aber kämpfte noch immer die Furcht, mit welcher Galeazzo's bisheriges Benehmen den Knecht erfüllt hatte, der Gedanke an die

Möglichkeit, er könne im Augenblicke der That erwachen, wo dann der verwegene Räuber keine Verzeihung, keine Schonung seines Lebens zu erwarten hatte. Bald hörte er die tiefen Odemzüge des Italieners, die seinen Schlaf anzeigten. Aber es war nur ein leichter Schlummer, von lebhaften Träumen beunruhigt, öfters durch laute Ausrufungen, durch heftige Bewegungen mit den Händen unterbrochen. Das Gelüst in der Seele des Knechts erlosch nicht. Er saß still und harrte, er blieb wachsam und lauerte.

Indessen hatte im Innern der Hütte ein seltsamer, Reginen überraschender Auftritt stattgefunden. Joffriede zog sie, nachdem Galeazzo eingeschlummert war, plötzlich an ihre Brust, bedeckte ihr Antlitz mit Küssen und Thränen und sprach schluchzend:

„Stoße mich nicht von dir, zerstöre nicht einen süßen Wahn, der mich beglückt! Laß mich bei dir weinen, lege dein Haupt an meine Brust; glaube, es sey hier sicher, wie an der Brust einer Mutter. Als du bei der blinden Frau, die ich meinem düstern Wandel zugesellen wollte, mir

entgegentratest in der Macht deiner Unschuld, in der Heiligkeit deines starken frommen Sinnes, als aus deinen Zügen eine wunderbare Erinnerung an mein Herz drang, als Galeazzo mit mir den Vertrag einging, mir die Blinde zu überlassen und dich als seine Braut heimzuführen, als nun die Blinde plötzlich sehend geworden und dieses Wunder den Glauben an meine eigne Heiligkeit, an meine Vereinigung mit Gott selbst durch Blut umstürzte — da erschienest du mir bald als ein Engel mit dem feurigen Schwerte, bald als ein wahrhaft versöhnender Geist des Himmels, mir verkündend, daß ihm die Buße durch Blut ein Gräuel sey. Ich bebte vor mir selbst zurück, ich konnte nicht unterscheiden, ob ich diejenige liebte oder haßte, welche mir mit einemmale die Frucht einer langen Zeit schwerer Buße und Entsagung rauben wollte. Da sah ich wiederum in dein thränendes Angesicht, als Galeazzo's Nachen dich von dem Hause deiner Eltern, von deiner Heimath entfernte. In deinem Anblicke stieg das Bild meiner Jugend, der Jugend eines Andern, der mir Großes zu

verzeihen hat, empor. Reue über mich selbst, ein unbeschreiblich süßes Gefühl zu dir, wie Mutterliebe, zogen in meine Seele. Ja, Kind, ich bin Mutter gewesen, aber ich habe nur das früheste Lallen meines Kindes vernommen, dann ward es mir entrissen. Wehe mir, daß ich nicht verdiente, es in meiner Nähe zu bewahren, mich seiner kindischen Spiele, seines Aufblühens zu erfreuen! Es hieß Regina, wie du, es müßte in deinem Alter stehn, aber — thörigter Traum! du bist das Kind der Frau Gisela, die Tochter eines Mannes, der —"

In diesem Augenblicke ertönte aus nicht grosser Entfernung das Geläut einer Glocke. Joffriede fuhr heftig auf, dann ergriff sie beide Hände des Mädchens, das ihre Mittheilung, von den seltsamsten Gefühlen bewegt, angehört, verbarg ihr Angesicht in diese und fuhr mit banger, gepreßter Stimme fort:

„Es gehen wunderbare Dinge mit mir vor. Die Täuschung langer Jahre fällt von mir ab, wie die Kette von dem genesenen Wahnsinnigen, und das Leben ergreift mich wieder mit Liebes-

armen, die aus meiner Jugend emportauchen, mit Tönen, die aus ihr herüberklingen. Es war eine dunkle, unheimliche Nacht, als ich den Schall dieses Glöckchens zum letztenmale vernahm. Es ist das Klosterglöckchen von Königstein, Mädchen, es war eine häßliche, verführerische Nacht und eine That geschah in dieser Nacht, vor der die Treue und die Ehre sich in Trauer hüllen. Sprich, Kind, hat man dir nie von Richardis von Falkenstein erzählt?"

„Nie!" versicherte Regina, indem noch immer die erste Rede Joffriedens seltsam in ihr nachhallte.

„Um so besser," entgegnete Joffriede. „Sie haben das Gedächtniß Derjenigen, an die sie nur voll Abscheu und Verachtung denken konnten, in Vergessenheit begraben. Die That jener Nacht, Mädchen, betraf einen Mann, den du kennst. Von seinem Freunde, von seiner Braut, die er am nächsten Tage zum Altare zu führen hoffte, wurde er damals grausam betrogen und, als nun die treulose Braut nach vielen Jahren in sein Haus trat und ihn, wenn auch

nicht ganz glücklich, doch zufrieden fand, da mochte sie diese Zufriedenheit ihm nicht gönnen, da wollte sie sie zerstören, indem sie strebte, ihm das Liebste von seiner Seite zu reißen. Aber es kam anders. Gott that ein Wunder und die Nacht floh vor dem Lichte, der Wahn vor der Wahrheit."

Sie schwieg und schien aufmerksam den Tönen des fortläutenden Glöckchens zu lauschen. Regina befand sich in wunderlicher Verwirrung. Sie fühlte sich von mehr als mitleidiger Neigung zu Joffrieden hingezogen, sie sah die drohende schreckliche Geißlerin in eine weinende Reuige, in eine Unglückliche verwandelt, die nun den Wahn einer finstern und blutigen Buße erkannte; sie fand in dem Räthsel ihrer Geburt und dem Räthsel von dem Verlust eines Kindes, das ihren Namen getragen, eine Verwandtschaft, die wenigstens seltsam genug war, um ihre Aufmerksamkeit, um eine theilnehmende Empfindung in ihr zu erwecken.

„Das Glöckchen will ewig nicht enden," hob in einem halb unwilligen, halb scheuen Tone

Joffriede wiederum an. „Ich verstehe, was seine eherne Zunge spricht. Sie erzählt von den heitern Tagen einer schuldlosen Kindheit, sie klagt mich an, daß ich selbst dieses Paradies verscherzte, daß ich dem Engel mit dem flammenden Schwerte gerufen habe, der mich daraus verjagt. Horch, Regina, wie verändert sich mit einemmale sein Ton? Wie Grabgeläute schauert sein Klang hernieder. Er dringt in mein Gehirn, in meine Seele. Er wird zum düstern Bilde, das mich verwirrt, das mich entsetzt. Ein Trauerzug geht vorüber, die Wappen meines Hauses prangen auf den Gewändern der Trauernden, der Sarg ist offen, ich erkenne die Leiche, ich erkenne mich selbst! Fort, fort, du häßliches Bild! Jetzt kann ich, jetzt will ich nicht sterben! Ich habe ein Wesen gefunden, das mir das Leben theuer macht, ich darf nicht sterben, denn ich habe nur im Hasse, nicht in der Liebe gebüßt, ich muß erst den Himmel durch Liebe wieder versöhnen, damit ich würdig werde, in seine Seligkeit einzugehn. Umschlinge mich, Regina, nimm mich auf an deine Brust! Ich will ganz

Liebe, ganz Hingebung werden. Für dich nur will ich leben und für Gott. Jene Blinde hat ihn durch Milde und Sanftmuth zu einem Wunder vermocht, vielleicht erringe auch ich auf diesem Wege das Wunder seiner Verzeihung!“

Ihr Haupt ruhete auf Reginen's Schulter, das Mädchen hatte mitleidig ihre Arme um Joffriede gelegt. Die Geißlerin schien in dieser Lage sich still glücklich zu fühlen. Sie sah mit einem wehemüthigen Lächeln in Reginen's Angesicht, sie spielte mit ihren Locken, sie streichelte ihr die Wange. Da regte sich Galeazzo und stöhnte aus tiefer Brust. Er träumte schwer. Einige dumpfe, unverständliche Töne gingen über seine Lippen, dann sprach er vernehmlich:

„Auf, Godebrecht, an's Werk! Wirf Feuer in das alte Haus! Das trockne Sparrwerk brennt wie Pech und Schwefel. Feuer! Feuer!“ schrie er plötzlich heftig auf. „Der Jud' hat's gethan. Nimm ihn, Godebrecht! Er ist dein mit seinen Schätzen. Aber das Mädchen gehört mir. Hey, wie die Flamme lodert! Komm, Joffriede, es ist Zeit! Dir die

Alte, mir die Junge. Im Welschlande ist's schön. Da wird die Geisel zum Myrthenzweig, da werde ich wieder jung, da habe ich keinen Mord begangen, keinen Brand entzündet —“

Seine Rede ging in ein unverständliches Lallen über und verstummte bald ganz. Unwillkührlich hatte Regina durch die offne Thüre nach der Gegend der Heimath geblickt. Dort flammte der nächtliche Himmel noch in entsetzlicher Gluth, dort hatte das Werk der Zerstörung und des Verderbens noch nicht sein Ziel erreicht. Das Mädchen sandte ein stilles Gebet für die Pflegeeltern, für den geliebten Salentin zu der heiligen Jungfrau. Mit festem Gottvertrauen wußte sie alle drohenden Bilder entsetzlichen Unglücks, das ihre Lieben treffen könne, aus ihrer Seele zu verbannen. Joffrieden's wiederholte Anrede störte sie in ihren frommen Gedanken.

„Ich könnte dich wohl aus der Nähe des Wahnsinnigen hinwegführen,“ sagte, auf den Schlafenden deutend, die Geißlerin, „es wäre wohl eine List zu erdenken, dich von ihm zu be-

freien, dann aber hätte auch ich deinen Verlust zu befürchten, dann würdest du, die ich nicht so streng bewachen konnte, mich verlassen und zu deinen Eltern zurückkehren. Nein, nein: es ist besser so! Ich kann mich nicht mehr von dir trennen, ich kann nicht mehr leben ohne dich. Wir müssen zusammen bleiben. Gegen den Wahnsinnigen will ich dich schon schützen. Komm, Kind, schlummre ein an meiner Brust! Ruhe sanft, ich wache für dich. Denke, es sey deine Mutter, die dich in ihren Armen hält."

Sie zog Reginen an sich, sie legte jetzt zärtlich ihre Arme um das Mädchen. Ein seltsames, süßes Gefühl ergriff Reginen. Es war ihr, als ruhe sie wirklich in diesem Augenblicke an der Mutter Brust, wie ein fernes Schlummerlied, das Mütter den Kindern zu singen pflegen, klang es in ihrer Seele und, indem sie sich diesen Empfindungen und Halbträumen willig hingab, versank sie bald in einen sanften, ruhigen Schlaf.

Ein undeutliches Geräusch, ein heftiger Fall, dem ein dumpfer Schrei folgte, erweckten sie mit

einemmale. Sie fuhr schlaftrunken von der Brust Joffrieden's auf, sie starrte nach dem Eingang. Dort trat eben, wie ein wüstes Traumbild, Galeazzo vor. Er sah in die Hütte auf die beiden Frauen, dann streckte er sich wieder am Eingang hin, lachte halblaut und wild in sich hinein und blieb nun regungslos in der Stellung, die er seither behauptet hatte, liegen. Joffrieden's sanfte und freundliche Worte beruhigten das aufgeschreckte Mädchen bald wieder. Es klang von Neuem aus ihrer Seele, wie ein süßes, vertrautes Schlummerlied und der Schlaf, der die Jugend liebt, ließ nicht lange auf seine Ankunft warten.

Der helle Glanz der Morgensonne, der jetzt, statt der Flammengluth am nächtlichen Himmel, durch die offne Thüre hereindrang, erweckte die schöne Schläferin. Sie sah sich mit Verwundrung an der Brust Joffrieden's, welche die ganze Nacht über ihr gewacht hatte; sie mußte erst ihre Gedanken sammeln, um sich Alles zu erklären, um sich der Ereignisse zu erinnern, die sie in diese wunderliche Gesellschaft, in dieses seltsame

Verhältniß brachten. Mit einem tiefen Seufzer unterwarf sie sich der Erkenntniß, der Nothwendigkeit der Wirklichkeit.

Galeazzo stand zur weitern Wandrung gerüstet vor der Hütte. Sein Wort rief die Frauen hinaus in den lieblichen Morgen, in den frischen Wald, in die duftumflossenen Berge. Von allen Seiten ließen sich Stimmen der fröhlich erwachten, der jung erkräftigten Natur vernehmen. In den Zweigen rauschte ein leichter Morgenwind, aus dem Laube rief der Chor der Vögel seinen Morgengruß, ein Bächlein flüsterte durch den Wiesengrund hin. Reginen dünkten alle diese Laute Stimmen von Gottes Liebe, gesandt, Trost und Beruhigung in ihre Brust zu bringen. Gab es denn ein Wesen in der weiten Schöpfung, noch so klein und unbedeutend, das sich nicht seiner Güte, seiner Pflege, seines Schutzes zu erfreuen hatte? Und sie sollte an ihm verzweifeln, sie, die als eine gute Christin durch seine Heiligen, durch die hohe Himmelskönigin seiner unendlichen Liebe nahe gelegt, die von ihrer frühesten Kindheit an ihn als einen Wohlthäter, der

seine Gaben in reicher Fülle gespendet, erkennen müssen? Nein, nein! rief es stark in ihrem Innern: die heilige Jungfrau ist mit mir, sie läßt mich nicht verderben!

Heiter trat sie mit Joffrieden aus der Hütte. Da traf ihr Blick auf einen gräßlichen Gegenstand, da bebte sie entsetzt zusammen, da drängte sie ängstlich die Begleiterin weiter. Der Knecht lag ausgestreckt und unbeweglich am Boden, sein Antlitz war verzerrt, seine Stirn bedeckte Blut. Indem Galeazzo an ihm vorüberschritt, berührte er ihn verächtlich mit dem Fuße. Ein leises Zittern, das durch die Glieder des Verwundeten lief, ließ noch eine Spur von Leben ahnen. Galeazzo beachtete sie nicht. Er glaubte sein Werk vollendet, er sprach in einem heisern Tone, mehr in sich selbst hinein, als zu den Frauen hin:

„Ich habe eine Schlange zerdrückt, die sich an meine Brust stehlen wollte. Sie kam leise und raubsüchtig, sie wollte den Schlaf betrügen, aber der Schlaf Galeazzo's ist nicht blind, nicht unempfindlich, wie der Schlaf andrer Menschen.

Tausend Gestalten der Vergangenheit treten in seinen Schlaf und machen ihn lebendig und zwischen diesem Traumleben und dem wachen Leben ist nur eine dünne Scheidewand, die vor dem leisesten Hauche eines Nahekommenden zusammenfällt. Schlangen zischen und ihr Zischen ist ihr Odem, und der Odem hat mich erweckt. Da traf meine Hand das Haupt der Schlange und nun ist sie stumm geworden, leblos, kalt, ihr Gift vertrocknet, ihr lauerndes Auge im Tode gebrochen."

Dieses Ereigniß schien ihn mit einem Argwohn erfüllt zu haben, den er jetzt auf die Frauen übertrug. Er ließ sie den schmalen Bergpfad voranschreiten, er hütete sie mit aufmerksamen Blicken. Nach und nach gelang es Reginen, ihre Seele wieder in jene ruhige, vertrauungsvolle Stimmung zu versetzen, in der sie der Anblick des blutenden, leblos scheinenden Knechts gestört. Sie gab sich den Eindrücken des Augenblicks, dem erquickenden Hauche des Morgens, dem harmlosen Vergnügen an den Scenen der Natur, die sich vor ihren Augen entwickelten,

hin. Bald waren es seltsame Duftgebilde, die sich, wie Kränze, von den Häuptern der Berge ablös'ten und dann in wunderlichen Verwandlungen in die Schluchten zogen, bald war es der fröhliche Gesang eines seltnen Waldvogels, bald ein freier Blick in die umliegenden Thäler, was sie ergötzte. Joffriede hatte ein strenges Schweigen, das sie am heutigen Morgen beobachtete, noch nicht gebrochen. Sie schien blässer, als gewöhnlich, ihr Gang war unsicher und verrieth eine mühevolle Anstrengung, sich aufrecht zu erhalten.

Da erhob sich mit einemmale in der Nähe der fröhliche Klang von Waldhörnern, man vernahm von der freien Seite nach dem Gebirge hin Pferdestampfen und kecken Jagdruf. Galeazzo sprang vor und riß hastig Reginen in ein Gebüsch am Wege. Joffriede folgte ihnen. Die Jagd kam näher, sie erschien auf dem offnen Raume, sie stürmte im lustigen Drange vorüber. Zwei stattlich gekleidete Jünglinge befanden sich an der Spitze des Zuges, Jäger und

Knechte schlossen sich ihnen an. In wenigen Augenblicken flog das Ganze vorüber.

Als aber jetzt Regina ihre Blicke von der Stelle, wo die Jagd verschwunden war, zurückzog und auf ihre Umgebung richtete, da sah sie Joffrieden zur Erde niedergesunken, ihr Antlitz in beide Hände verhüllend. Ein tiefes Stöhnen rang sich aus schwer gepreßter Brust, ihr Kopf zuckte krampfhaft, ihre Glieder zitterten. Die Gegenwart hatte die Unglückliche schmerzlich berührt. Jene Jäger trugen die Wappen des edeln Geschlechts von Falkenstein; aus waldiger Höhe blickten die Zinnen der väterlichen Burg, in der nun ein andrer Zweig des alten Stamms hauste, herab.

Regina schauderte vor dem Gedanken, Joffriede möchte außer Stande seyn, die Wanderung fortzusetzen und Galeazzo, nur seinem wahnsinnigen Drange, seiner stürmischen Leidenschaft Gehör gebend, sie nöthigen, ihm allein in die Wildniß der Berge zu folgen. Welche schreckliche Aussicht, sich ohne Schutz, sich ohne den Beistand derjenigen, die sich ihr als eine so selt-

same Freundin offenbart, in der Gewalt eines Mannes zu befinden, den sie als Mörder verabscheute, als einen Wahnsinnigen fürchtete, vor dessen leidenschaftlicher Verfolgung sie zitterte, und selbst den Tod als letzte Zuflucht erwählt haben würde! Da aber erhob sich Joffriede plötzlich mit einer Gewalt, die das Mädchen mit Erstaunen erfüllte. Die eben noch so tief Gebeugte, die ohnmächtig Scheinende stand aufrecht und stark, als sey kein Sturm des Lebens erschütternd durch ihre Seele gezogen. Sie heftete einen langen Blick auf Regina. Ihre Kraft schien sich zu vermehren, die Blässe der Wange war einer dunkeln Röthe gewichen. Ohne Galeazzo's Aufforderung zu erwarten, ergriff sie wiederum stark Reginen's Hand und zog diese mit sich den Berg hinan, dem Raume der Wälder zu. Noch einen scheuen Blick warf sie nach der Heimath ihrer Kindheit hinüber. Dann trat sie hastig in das grüne Dunkel, wo noch tausend schmerzliche Erinnerungen ihrer harrten, wo Galeazzo in den Kastanienwäldern Italiens zu wandeln träumte, wo Regina einer

Zukunft entgegenschritt, auf die sie nur in frommem Gottvertrauen zu blicken wagte. Immer aber tauchte aus tiefem Hintergrunde ihrer Seele das geliebte Bild Salentin's hervor, und wenn sie ihn nun sich vorstellte, wie er daheim um sie trauern, wie tausend schreckliche Zweifel über ihr Schicksal ihn schmerzlich ergreifen würden, dann war es, als flüstere aus grünem Laubdach eine tröstende Engelstimme herab: du lebst nur in einem düstern Traum, du wirst glücklich daraus erwachen, an Salentin's Hand, als seine Braut!

Sechstes Kapitel.

So schick' uns Gott das Glücke
Zu seiner gelegenen Zeit,
So will ich ihn nit aufgeben
In Lieb' und auch in Leid.

Es war noch nicht eine Woche nach dem Mißgeschicke, welches die Stadt Frankfurt am Main so unerwartet und schrecklich betroffen hatte, verflossen, als eines Nachmittags in einem stillen Thälchen des Taunusgebirges, zunächst der Straße, die sich von jener Stadt über Limburg nach Cölln zieht, eine kleine Reisegesellschaft, bestehend aus einem schönen, etwas bunt gekleideten Frauenbilde, einem nicht mehr ganz jungen, zierlichen Manne, in schwarzer Tracht und Spitzenkragen, einem Bettelmönche, einer weiblichen Dienerin und zwei Knechten, behaglich lagerte. Die Gegend ringsumher bot mannig-

fache Reize, das ganze Plätzchen war recht wohl geeignet, einer heitern Wandrergenossenschaft, die sich hier erquicken wollte, zum Ruhepunkte zu dienen. Aus der Gegend, welche die Reisenden verlassen hatten, schauten ihnen die duftigen, blauen Häupter des Feldbergs und des Altkönigs nach, die Zinnen stolzer Burgen umringten den Fuß dieser Könige des Taunusgebirges, den Rand der Wiese, die sie zu einer kurzen Rast, zum gemeinsamen Genusse des Vespermahl's erwählt hatten, bewässerte auf der einen Seite ein frisch vorübersprudelnder Quell, auf der andern Seite begränzte ihn der Wald, aus dem gerade hier mehrere sich durchkreuzende Wege nach der großen Straße liefen.

Die Gesellschaft schien heiter und fröhlich gestimmt. Die Reise mochte ihr eher als ein Vergnügen, denn wie eine Mühseligkeit erscheinen. Das schöne Frauenbild, dessen muntres, freies Wesen kaum einem Mägdlein geziemte, besaß doch wiederum eine Leichtigkeit und Unbefangenheit, die nicht wohl als Eigenschaften einer verheiratheten Frau jener Zeit angesehn werden

konnten. Sie saß auf einer erhöheten Stellet auf einem Stein, den man zu ihrer Bequemlichkeit mit weichen, wollenen Teppichen bedeck, hatte. Neben ihr lagerte, traulich an sie geschmiegt, der zierliche Schwarzmantel mit dem Spitzenkragen, vor ihr stand, einen Becher Wein in der Rechten, mit lachendem Faunengesichte, der Barfüßermönch. Im Hintergrunde, in der Nähe dreier weidenden Pferde, hielt sich die Dienerschaft auf.

„Und nun den Valettrunk!" rief der Bettelmönch, indem er den silbernen Becher gegen das lagernde Paar hob. „Heut über's Jahr seht Ihr mich, geliebt's dem heiligen Franciscus, zu Besuch bei Euch in der guten Stadt Limburg und es wird sich dann zeigen, ob die schöne Stimme der schönen Eitel Glockenklang, wenn aus der wandernden Nachtigall eine seßhafte Frau Stadtschreiberin geworden ist, Haus und Stadt so wohl regiert, wie ihren eignen Lebenspfad, den sie gar verständig in das Haus meines wackern Cumpans, Herrn Johannes Gensbein geleitet hat. Vivant Gensbeinus et Gensbeina!"

Lachend leerte Pater Trockenbrod, denn kein andrer war der lustige Bruder Barfüßer, der hier auf das Wohl zweier, uns ebenfalls wohlbekannter Personen trank, die indessen bei mehrfachem Wiedersehn im Hause des Frankfurter Stadtkochs Neigung und, von Eitel's Seite vielleicht auch andre Rücksichten, zu einem Brautpaare gemacht hatten, seinen Becher. Der verliebte Stadtschreiber drückte Eitel's Hand, welche sie ihm mit einem süßen Blicke überließ, an seine Lippen. Dann räusperte er sich und sprach:

„Pact nubila Phoebus!

Verflogen ist der Wolkenduft
Und Phöbus strahlt aus heit'rer Luft.

Wenn Ihr nach Frankfurt kommt, Pater Clarus, so vergeßt nicht die Wittwe von Ephesus, Frau Ursula Heinz, bestens von uns zu grüßen und ihren freundlichen Tröster in der Trauerzeit, den schmächtigen Klimpermann Muskablüt. Mors ultima linea rerum! Der Tod macht unter's Leben den Strich. Dem ar-

men Heinz war's aber ein garstiger Strich durch die Rechnung, als ihm der Tod an jenem Tage, wo der Judenbrand ausbrach, grade den Schrecken mörderisch auf's Herz warf, als er beschäftigt war, einen Schweinskopf für uns zum Abendimbiß zuzurichten. Ich glaube, Frau Ursula hätte sich in der Verzweiflung ein Leid gethan, wenn nicht der Zittermann plötzlich heulend und jammernd erschienen wäre, und sie nun das christliche Mitleid nicht genöthigt hätte, sich des Lebenden mit gleicher Güte anzunehmen, wie sie bisher des Todten sich angenommen."

„Spottet ihrer nicht!" sagte Eitel, indem sie ihm einen leichten, scherzhaften Schlag auf die Hand gab. „Wir sind ihr Beide Dank schuldig. Hat sie mich nicht gütig aufgenommen in ihrem Hause und gleich von Anfang an unser Bündniß, unser beiderseitiges Glück im Auge gehabt? Wer war's, der Eurer rühmend immer bei mir gedachte, der sich immer bescheidentlich entfernte, wenn Ihr zu uns in's Frauengemach tratet? Die gute Frau Ursula! Hat sie eine Schwäche für Muskablüt, so kann man ihr

das verzeihen. Der selige Heinz war immer nahe dran, in seinem eignen Fett zu ersticken, das hat sie von Muskablüt nicht zu befürchten. Gebt acht, sie werden so gut ein Paar, wie wir! Das sagt nur dem Muskablüt von mir, Pater Clarus, wenn Ihr ihn bei Seite ziehn könnt. Und fügt noch hinzu, ich sey überzeugt, die schöne Jüdin, die ihr Netz noch über das Leben hinaus nach ihm ausgebreitet, habe ihm gewiß irgend ein reiches Schmuckstück, vielleicht ein Säckel mit Goldgulden und Turnosen dabei, zum Andenken hinterlassen."

„Ganz ohne Grund ist die Sache nicht!" hob wiederum der Stadtschreiber an. „Ich überraschte ihn eines Morgens, als er etwas Glänzendes putzte und gegen die Sonne hielt. Er verbarg es schnell und wollte mich überreden, es sey ein zinnernes Schaustück gewesen, welches er einst von einem Fräulein in Schwaben als einen Talisman, der ihm, wenn er nur gewollt, die Pforte ihrer Wohnung eröffnet, erhalten habe. Aber ein wohlbestellter Stadtschreiber von Limburg weiß Demantstein von Zinn ebensogut zu

unterscheiden, wie eine ächte Urkund von einer falschen. Laß dem Narren seine Weis'! dacht' ich. Du hast wichtigere Dinge zu thun, du stehst jetzt auf Freiersfüßen.

Du mußt richten den Liebespfeil,
Daß er trifft ihr Herz in Eil'!"

Er sah mit schalkhaftem, zärtlichen Lächeln zu Eitel auf. Diese stimmte, sich und den zwei Männern zur Erheitrung, ein Lied an.

„Auf allen Wegen
Uns kommt entgegen
Der Schalk Amour;
Wer ahnt' es nur,
Daß er den Bogen
Schon aufgezogen,
Wenn erst ein Blick
Sein Bild giebt zurück?

Er weiß zu berücken
In lockenden Blicken,
Er zeigt sich so treu;
Doch gleich ist's vorbei.

Der Pfeil losgeschwungen
In's Herz ist gedrungen,
Und welcher Gewinn? —
Schalk Amor sitzt drin!"

„Und mit diesem Stückchen laßt uns scheiden, Pater Clarus!" fuhr die schöne Sängerin fort. „Ihr habt dem Schalk Amor freilich abgeschworen auf Euer Lebelang und Euch den Terminirsack erwählt zum Schätzlein auf der weiten Wandrung. Aber Euern Freunden gönnt Ihr doch das Liebesglück, und wenn Ihr auch nicht selbst bei unsrer Hochzeit seyn könnt, so sendet Ihr uns gewiß Eure guten Wünsche."

„So gewiß ich meinen Terminirsack bei meinem ersten Besuche in Limburg aus der Küche der Frau Stadtschreiberin wohl zu füllen gedenke," versetzte, noch einmal den wiederholt dargebotenen Becher leerend, der Bettelmönch. „Lebt denn Beide wohl auf fröhliches Wiedersehn! Bis hierher habe ich Euch das Geleit gegeben, aber nun treibt mich's auch zurück nach der lieben Stadt Frankfurt, wo mancher gute Freund jetzt in Noth und Jammer sitzen mag,

und wohl eines tröstlichen Zuspruchs vom Pater Clarus bedarf. Laßt uns noch eins anstoßen, Domine Stadtschreiber! Es läßt sich nicht fröhlicher scheiden, als bei Sang und Becherklang. Den Sang gab Eure Liebste, den Klang gebt Ihr. Sanct Franciscus gesegne Euch die Reise!"

Mit diesen Worten warf der Bettelmönch den Zwerchsack behend über die Schulter, winkte noch einmal lächelnd dem Brautpaar und trat dann in dem gewohnten rüstigen Schritte seiner herkömmlichen Fußwandrungen, den Rückweg, der ihn den Gipfeln der blauen Berge entgegenführte, an. Er schritt neben dem rieselnden Bächlein hin, er wandte sich nicht eher nach seinen bisherigen Gefährten um, als an einer Stelle, wo der Weg seitwärts in einen Grund führte, wo sie gleich durch den vorspringenden Wald seinen Blicken ganz entzogen wurden. Hier grüßten sie einander noch einmal durch fröhliche, lebendige Gebehrden, dann war der Pater verschwunden, und Herr Gensbein gebot den Dienern nun auch Alles schleunig zu ihrer Weiterreise zu rüsten.

Indessen hatte sich die Sonne zum Saume der Gebirge gesenkt. Breite, weithingreifende Schatten lagerten sich in's Thal, der Wald sah düstrer herüber, die Berggipfel zeigten sich schärfer im abendlichen Lichte. Drei sanftschreitende Rosse, für das Brautpaar und die Dienerin bestimmt, wurden herbeigeführt. Des Stadtschreibers Blicke aber hingen an schön Eitel, deren Angesicht, von den Strahlen der scheidenden Sonne umflossen, ihm in reizender Verklärung erschien.

„Me Hercle!" rief er, hingerissen von Liebe und Entzücken, „ich bin ausgezogen nach Scherz und Tand, und habe einen Schatz gehoben, der nun mein ganzes Leben verherrlicht. Euch soll auch Freude werden in Hülle und Fülle, und wenn es heißt: Herz, was begehrst du? so soll das liebe Herz gleich befriedigt seyn. Haltet auch eine Stadtschreiberin von Limburg für nichts Geringes! Bürger und Volk sind Euch unterthan und Ihr tauscht mit keiner Patricierfrau in dem reichen Frankfurt!"

Da schweifte zufällig sein Blick nach dem

nahen Waldrande, der die Wiese begränzte. Zwei dunkle, verhüllte Mannsgestalten traten eben aus dem Gebüsche am Kreuzwege. Die eine winkte ihm mit einer hoch erhobenen Pergamentrolle, die andre nahm ein kurzes Beil unter dem Mantel hervor und hieb in drei Schlägen drei Spähne von einem nahen Baum. Dann zogen sie sich langsam wieder in das Gebüsch zurück.

Nur Herr Gensbein hatte die zwei Männer und ihr seltsames Beginnen bemerkt. Seine Braut, die Dienerin und die Knechte wandten der Gegend, wo sie erschienen waren, den Rücken. Er erblaßte, denn er erkannte in ihnen Boten der heimlichen Vehm, denen er, als ein beeidigter Freischöff des furchtbaren Gerichtes, ohne Zögerung Folge zu leisten verpflichtet war. Welche häßliche Störung in dieser Stunde zärtlicher Geselligkeit!

„Ich muß Euch verlassen," sprach er hastig und verlegen zu schön Eitel. „Doch beunruhigt Euch nicht deshalb. Noch vor Nacht seht Ihr mich wieder und Ihr mögt bis dahin friedlich unter dem Geleite der Diener nach dem

Flecken Camberg ziehn, wo Ihr in dem Hause meines wackern Freundes, des Rathmanns Schütz, die gastlichste Aufnahme finden werdet. Die Pflichten eines Stadtschreibers von Limburg sind mannigfach. Ihr müßt Euch schon daran gewöhnen, mich manchmal, wie einen Kobold, plötzlich verschwinden und wiederkehren zu sehn. Gehabt Euch wohl, Herzliebste mein! Mein Herz bleibt bei Euch zurück."

Er drückte die Hand der erstaunten Eitel an seine Lippen und eilte, ohne ihre Antwort zu erwarten, dem nahen Walde zu, dessen Dikkicht ihn bald vor den Blicken der Braut und der Diener, die ihm folgten, verbarg. Ohne sich dieses Räthsel erklären zu können, schwang sich die, auf eine so wunderliche Weise verlassene Sängerin auf das bereit stehende Roß und war noch nicht von ihrem Erstaunen zurückgekommen, als sie im Grauen der Dämmerung den Flecken Camberg erreichte, hier vor dem Hause des Rathmanns Schütz hielt, und in der That von diesem, als die Braut des Herrn Johannes Gensbein, auf das Freundlichste bewillkommt wurde. —

Ungefähr eine Stunde Wegs von der Stelle, wo das reisende Brautpaar gerastet hatte, und so unerwartet getrennt worden war, lag tief im Walde die einsame Wohnung eines Köhlers. Hier führte nur selten einen Wandrer sein Weg vorüber, und der Mann, der in dieser Einöde haus'te, hatte sich, nachdem die Pest auch in seine Hütte gedrungen und Weib und Kind von seiner Seite gerissen, von allem geselligen Umgang mit den Nachbarn in den umliegenden Dörfern zurückgezogen. Sein Aufenthalt, mitten im düstern, hohen Walde, selten von einem Strahle der Sonne heimgesucht, nährte die Schwermuth, der er sich gern ergab. Sein einförmiges Tagewerk war die einzige Aufgabe seines Lebens geworden, und in diesem Treiben schritt er, ohne seiner müde zu werden, seinem Ziele zu. Aber seit dem gestrigen Abende war es regsam, war es lebendig in seiner Wohnung geworden. Noch spät hatte er ein stürmisches Klopfen, ein wildes Rufen an der Thüre vernommen. Drei verirrte Wandrer begehrten Einlaß. Es waren G a l e a z z o, J o f f r i e d e und R e g i n a, die endlich, nachdem sie

in allen Richtungen das Gebirg durchirrt hatten, hier anlangten. Der Wahnsinnige war in einen Zwiespalt mit der Idee, die ihn bisher beherrscht, gerathen. Bald dünkte er sich in dem heimathlichen Welschlande, Orangendüfte weheten ihm entgegen, Kastanienwälder umgaben ihn; dann wiederum dünkte ihn diese Natur eine andre; dann sprach er mit wilden Verwünschungen von einer Zaubermacht, die seine Wege verwirre, die den Nord und den Süd untereinander mische, die er erst bezwingen könne, wenn die Blutflecken und die schwarzen Brandmale von seinen Händen entfernt wären. Wo ein Quell sich zeigte, wo ein Bächlein vorüber rieselte, blieb er stehn und wusch und rieb, aber seinem Blicke begegneten fort und fort die Blutflecke und die Brandmale. In einsamen Hütten, selbst einmal in einer Berghöhle hatten die Frauen die Nächte hingebracht, während Galeazzo immer vor den Eingang sich gelagert und seinen wüsten, quälenden Träumen hingegeben gewesen. Joffriede fühlte, wie ihre Kräfte von Augenblick zu Augenblick sanken. Fiebergluth brannte in Kopf und Hän-

den, eisige Schauer durchzuckten ihr Inneres. Mit der letzten, gewaltsamen Anstrengung hatte sie die Wohnung des Köhlers erreicht. Kaum betrat sie das Gemach, welches der Mann, der bei seiner Armuth keine Räuber zu fürchten hatte, ohne Zögern geöffnet, so sank sie kraftlos und ohnmächtig zur Erde. Nur ein schlechtes Lager von trocknen Kräutern und Moos fand sich in der Hütte, und hier mußte Diejenige, deren Kindheit auf seidnen Polstern geruht, deren Jugend von Glanz und Huldigungen geschmeichelt, ohne Hoffnung, wenn auch nicht ohne Liebe, in Elend und Entbehrung dem wahrscheinlich nahenden Tode entgegenschmachten.

Regina stand neben der Kranken, hielt ihre glühende Hand gefaßt und lauschte ängstlich auf die schwachen Odemzüge, die sich mühesam ihrer Brust entrangen. Wenn sie starb, was hatte das unglückliche Mädchen zu erwarten, welche entsetzliche Zukunft mit dem wahnsinnigen Galeazzo, gegen den Joffriede bisher stark und schützend aufgetreten, dämmert vor ihr empor! Und dann fühlte sie sich auch von einer unerklärlichen,

mächtigen Neigung zu der beklagenswerthen Kranken ergriffen. Es war mehr, als Mitleid, was sie empfand; sie konnte, wenn sie jene Gattung des Wohlwollens, welche sich Frau Gisela durch ihre sanfte Güte gewann, abrechnete, dieses Gefühl mit ihrer Liebe zu der mütterlichen Freundin vergleichen. Galeazzo stand lange unbeweglich im Eingange der Hütte und betrachtete die Fieberkranke mit finstern Blicken. Dann schritt er hinaus und kehrte die Nacht hindurch, die Joffriede in einem wilden Wechsel von Phantasieen hinbrachte, nicht wieder. Regina suchte die Kranke zu beruhigen und zu erquicken, wie sie vermochte. Sie redete ihr freundlich, sanft und zärtlich zu, und oft gelang es ihr, den Fieberwahn, der sie ungemein ängstigte, zu zerstreuen. Die Kranke schien dann auf Augenblicke zur Besinnung zu kommen, lächelte ihre Pflegerin an und drückte ihr die Hand. Die Erquickungen, welche Regina bieten konnte, beschränkten sich auf den einfachen Vorrath des Waldbewohners, auf Haferbrod, süßen Meth, Milch und frisches Quellwasser.

Als endlich nach einer Nacht, die dem Mädchen unerträglich lang dünkte, der Morgen erschien, sank Joffriede in einen tiefen Schlaf, während dessen sie so schwach athmete, daß Regina oft von dem entsetzlichen Gedanken, sie sey gestorben, ergriffen wurde. Dieser Schlaf dauerte bis zum Mittage. Von Zeit zu Zeit öffnete Galeazzo die Thüre, blickte ungeduldig herein und fragte: ob sie noch nicht weiter reisen könnten? Er glaube nun gewiß den rechten Weg in die Gebirge der Heimath zu erkennen, der Zauber scheine seine Macht verloren zu haben und ihn nicht mehr verwirren zu können. Mit dem Eigenthümer der Waldwohnung gerieth er in einen heftigen Streit. Er wollte diesem den Eintritt in seine eigene Hütte verwehren, aber der Mann schob ihn so kräftig bei Seite, schwang den Schürbaum so drohend nach dem seltsamen Gaste, daß dieser finster zurücktrat und, sich seinen wilden Wahnbildern wieder hingebend, nun in einiger Entfernung von der Hütte am Rande des Waldes in unruhiger Bewegung auf und niederschritt.

Joffriede war erwacht. Sie erkannte Reginen, die neben ihr stand und ihr einen kühlenden Trunk darreichte; sie hatte ihre Besinnung wieder erlangt, aber sie fühlte sich sehr schwach, sie ahnete das Heranrauschen des Todtenengels, der ihr in wenigen Stunden die Dornenkrone eines schmerzerfüllten Lebens vom Haupte nehmen würde.

„Regina,“ sagte sie mit leiser Stimme, „wenn die Sonne dieses Tages sinkt, verlischt auch das Licht meines Lebens. In deinen Armen werde ich sterben, ich werde wähnen, den letzten Seufzer an der Brust meines Kindes auszuhauchen, und das würde ein süßes Hinüberschlummern seyn, wenn ich mit meinem Gotte versöhnt wäre. So aber kann ich nicht sterben, ich kann nicht, mit schwerer Sünde beladen, vom Leben scheiden. Wie der Wandrer in der Wüste nach einem Labetrunke, schmachte ich nach Entsündigung durch einen geweihten Diener der Kirche. Ich muß beichten. Wo ist der Mann, dem diese Hütte angehört? Er soll mir einen Priester holen, daß ich diesem den Abgrund meiner Seele

eröffne, daß ich dich seinem Schutze übergebe. Ja, Regina, du sollst deine Eltern wiedersehn! Sage deinem Vater, daß meine Liebe, daß die Liebe der Geißlermeisterin Joffriede dir geworden, daß sie schirmend zwischen dich und den unseligen Galeazzo getreten."

Der Hüttenbewohner trat eben aus einem kleinen Nebengemache, wo er mit einem häuslichen Werke beschäftigt gewesen. Joffriede winkte ihn an ihr Lager. Sie brachte ihm ihr Anliegen vor, sie gab ihm Geld, um ihn willfähriger zu machen und trug ihm zugleich auf, im nächsten Orte ein Pferd zu kaufen, auf dem sich, wenn sie gestorben wäre, Regina mit dem Priester entfernen könne. Der Mann, den selbst das Unglück schwer geprüft, zeigte sich zu Allem erbötig. Er gelobte, auf Joffrieden's weiter ausgesprochenes Verlangen, das Mädchen selbst gegen Galeazzo in Schutz zu nehmen und betheuerte, den tollen Menschen mit seinem Schürbaum zu unterwerfen, wenn er sich nicht anders zur Ruhe geben wolle. Aber vor Abend könne er nicht versprechen heim zu seyn und den

Priester mit sich zu führen. Das nächste Pfarrdorf liege auf anderthalb Stunde Weges entfernt im Gebirge und der Weg selbst biete manche Hindernisse. Übrigens könnten sich die Frauen bis dahin unter Schloß und Riegel gegen Galeazzo verwahren. Die Thüre sey von starkem Eichenholze, durch die kleinen Fenster vermöchte kaum ein Kind, geschweige ein Mann Eingang zu finden. Der Köhler verließ, nachdem er noch einige Worte des Trostes und der Hoffnung zu Joffrieden gesprochen, die Hütte. Gleich hinter ihm schob Regina, die sich jetzt, wo ihrem Schicksale eine zweifelhafte Wendung bevorstand, von erhöhetem Entsetzen vor Galeazzo ergriffen fühlte, den schweren Riegel vor.

Wie träge schlichen jetzt die Stunden, in denen bald die Lebensflamme Joffrieden's hell wieder aufleuchtete, bald zum Verlöschen zusammenschwand, vorüber! Lichte Augenblicke wechselten mit Phantasieen, die aber, bei den abnehmenden Kräften der Kranken, nicht zu stürmischen Ausbrüchen stiegen. Aus vielen Dingen, die sie in diesem Zustande laut werden ließ, konnte

Regina auf frühere, seltsame Verbindungen zwischen ihr und dem Herrn vom Rhein, auf ihre Herkunft, auf ein wunderliches Gemisch außerordentlicher Verhältnisse, in denen sie gelebt, schließen. Immer aber sprach sie mit Abscheu, mit tief empfundner Reue über ihre Verirrung zu den Geißlern, über den frevelhaften Stolz, der sie gedrängt, sich zu einer Meisterin dieser unseligen Genossenschaft aufzuschwingen, der sie zu einer blutdürstigen Verfolgerin so vieler andern gemacht. Kehrte ihr Bewußtseyn zurück, so verlangte sie dringend nach dem Geistlichen, so fragte sie ängstlich nach der Tageszeit und ob doch nicht schon der Abend über die Berge hereindämmre und den Tod bringe?

Einigemale ließ sich Galeazzo von Außen an den Fenstern der Hütte sehn. Wenn er aber die leichenblasse Joffriede, die dem Tode schon verfallen schien, erblickte, dann wandte er sich zusammenschaudernd ab, schritt wieder am Waldsaume auf und nieder und dachte in seinem Wahnsinne, wenn sie gestorben wäre, so würde für ihn und Reginen erst das rechte freudige

Leben in diesem Waldgebirge, wo kein Dritter die Herrschaft dann mit ihnen theile, angehen. Eine entsetzliche Angst vor dem Tode, ein unbezwinglicher Abscheu vor der Sterbenden hatte sich seiner bemächtigt. Wann er durch das Fenster in die Hütte blickte, dünkte es ihn, tausend bleiche bekannte Gestalten tauchten im wilden Wechsel um das Lager der Kranken empor: jene unglücklichen Juden, die er in Basel und Straßburg verbrannt, so mancher Andre, den seine Hand mörderisch getroffen, und unbeweglich stand am Fuße des Lagers das blutige Gespenst des Knechts, den er, bei dem versuchten Raube in jener Nacht, erschlagen. Trieb es ihn dann wieder zum rastlosen Auf- und Niederwandeln am Waldsaume hin, so schien es ihm, als wären die Blutflecken an seinen Händen zu Blutquellen geworden, aus denen unaufhörlich Blut nieder träufele und die er vergebens mit Gras und Moos zu verstopfen, mit einem Stück von seinem Gewande zu verbergen suchte. Das Blut drang allenthalben durch. Es schwamm um ihn, es schien sich zu einem Meere bilden zu wollen,

das ihn zu verschlingen drohte. In dieser entsetzlichen Beängstigung bemerkte er nicht mehrere schwarz verhüllte Männer, die aus dem entgegengesetzten Dickicht des Waldes hervortraten, ihn und sein Treiben aufmerksam beobachteten und dann, mit einer übereinstimmenden Gebehrde, als seyen sie nun ihrer Sache gewiß, wieder hinwegeilten.

Indessen war der ehrliche Köhler, den die sterbende Frau und das hülflose Mädchen innig dauerten, gewissenhaft bemüht gewesen, den erhaltenen Auftrag auszuführen. Allein er fand den Pfarrherrn des Dörfchens, zu dem er seine Schritte gelenkt, nicht zu Hause; er konnte nur die Bitte, diesen gleich nach seiner Heimkehr in seine entlegene Wohnung zu senden, hinterlassen und begab sich dann mit dem glücklich erkauften Pferde, besorgt um seine zwei weiblichen Gäste, eilig auf den Rückweg. Aber so sehr er auch seine Schritte beschleunigte, so brach völlige Dunkelheit ein, ehe er die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. Da vernahm er hinter sich auf dem Bergpfade den raschen Gang, das keuchende

Odemholen eines Wandrers. Er wandte sich um und erblickte einen Mönch, der einem jener strengen Orden angehörte, deren Regel eine beständige Verhüllung des Angesichts gebot. Der Mönch schien ihm, indem er an die sterbende, auf Beichte und Absolution harrende Frau in seiner Hütte dachte, von Gott gesandt. Er richtete sogleich sein Anliegen an ihn, er fand hier eine Theilnahme, die seine Erwartung übertraf. Der Zufall hatte ihn mit dem grauen Büßenden von der Ingelheimer Au zusammengeführt, den Vaterangst und Vatersehnsucht hinauf in die Gebirge trieb. Oder vielmehr war es nicht der Zufall, sondern die Nemesis, die, von Galeazzo schwer gereizt, ihm den Gegner auf den Fersen nachsandte. Noch weilte eine Spur von Leben in dem Knechte, den der Geißlermeister, zum Tode getroffen, auf dem Lagerplatze der ersten Nachtruhe zurückgelassen, als der graue Büßende, in der Verfolgung des Räubers seines Kindes, diese Stelle erreichte und von Menschenliebe bei dem Sterbenden zurückgehalten, diesen durch eine stärkende Arznei, welche er bei

sich führte, auf kurze Zeit der Bewußtlosigkeit entriß. Er erfuhr nun, nachdem er die Pflicht seines heiligen Amtes an dem Unglücklichen vollzogen, wohin sich Galeazzo mit den beiden Frauen gewandt, daß dieser in dem wunderlichen Wahne lebe, er wandle in den Gebirgen seiner Heimath, und entschlossen sey, hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Er blieb bei dem Sterbenden bis zu dessen letztem Odemzuge. Dann wanderte er hinauf in das Gebirg, verfolgte aufmerksam jede Spur, die er von den drei Wandrern auffand, bis er nun endlich nach mehrtägigem Umherirren mit dem Köhler zusammentraf, dessen Mittheilung ihn mit der schönen Hoffnung erfüllte, die Tochter wiederzusehn, sie von ihrem schrecklichen Bedränger zu befreien und ihn zugleich berief, einer beklagenswerthen Kranken, die seinem Herzen einst nahe gestanden, das letzte Stündlein zu erleichtern.

Die beiden Männer beschleunigten ihre Schritte, damit weder der letzte Wunsch der Sterbenden, noch ihre Absicht, Reginen zu schützen, vereitelt würde. Sie gelangten zu dem hochgelege-

nen Thale, das die Wohnung des Köhlers enthielt; sie waren eben im Begriff, das Dickicht zu verlassen, als ihnen hinter einem Seitengebüsch hervor zwei verhüllte Männer in den Weg traten, sie, ohne zu sprechen, forschend betrachteten und dann, ohne sie weiter aufzuhalten, vorübergehn ließen.

„Das sind seltsame Nachtvögel!" sagte leise der Köhler zu dem Mönch, der mit allen seinen Gedanken schon bei Reginen war. „Wir haben hier, wie die Sage geht, in der Nähe unter der großen Linde am Kreuzwege ein Freiding des heimlichen Gerichts und ich glaube wohl, daß diese Raben in das Nest gehören. Die heilige Jungfrau schütze uns vor ihnen! Wohl Dem, der ein reines Gewissen hat!"

Sie sahen in der Dämmerung, welche auf dem freien Raume vor der Hütte das Sternenlicht verbreitete, eine dunkle Mannsgestalt mit hastigen Schritten am Walde auf- und niederwandeln. Der Köhler stieß einen Kienspahn in den Meiler, der hier glimmte, deutete mit dem

aufflammenden Holze nach dem einsamen Nachtwandrer und sprach:

„Das ist der tolle Mensch, der die armen Weiber genug beängstigt haben mag. Nehmt den Spahn und geht nun hinein in die Hütte. Ich stelle mich indessen mit dem Schürbaum zur Wacht und der müßte einen harten Kopf und Arm und Bein von Felsengestein haben, der mir hier durchdränge!“

Er schlang den Zaum des Pferdes, das er mit sich führte, um den Thürpfosten, er blieb, während der Mönch in das Innere der Wohnung trat, zurück und hütete den rastlos auf- und niederwandernden Galeazzo.

„Gelobt sey Jesus Christus!“ mit diesem Segensgruße erschien der graue Büßende im Gemache der Kranken. Er sprach ihn mit dumpfer Stimme, er warf nur einen raschen forschenden Blick über die Frauen und befestigte dann schweigend die Kienfackel an der Wand. Bei dem Tone seiner Stimme war, von wunderlicher Erinnerung ergriffen, Regina zusammengefahren. Die Kranke schrack aus einem fieberhaften Schlum-

mer auf. Sie öffnete ihre Augen, sandte einen matten, sterbenden Blick auf den Mönch und winkte ihn an ihr Lager. Mit ängstlich pochendem Herzen trat Regina, um die Beichte der Unglücklichen nicht zu stören, in den fernsten Winkel der Hütte. Der Anblick des grauen Büßenden, seine Stimme, sein blitzendes Auge riefen jenen Abend, wo ein Pater desselben Ordens aus der Zuschauermenge im Lateran freundliche, hoffnungsreiche Worte zu ihr gesprochen, in ihr zurück, mahnten sie an ihre frühere Rettung aus der Gewalt Galeazzo's, an die Erzählung Salentin's von dem grauen Mönche auf der Rheininsel. Ihr ganzes Innere war stürmisch bewegt. Sie sandte verstohlene Blicke nach dem Mönch, sie sah die hohe Gestalt sich jetzt beugen und an dem Lager Joffrieden's niederknieen. Kein Zweifel! Es war derselbe fromme Bruder, dessen Schicksal in einer geheimnißvollen Beziehung mit dem ihrigen zu stehn schien, den Salentin als einen wunderbaren, räthselhaften Freund ihrer Liebe bezeichnete. Noch ein Blick des lebendigsprechenden Au-

ges, das Edle seiner Bewegungen hatten Reginen's frohe Vermuthung bestätigt. Aber so fest nun auch ihr Vertrauen auf nahe Hülfe, auf die Anwesenheit eines Freundes stand, so bemächtigten sich jetzt Gedanken andrer Art ihrer Seele. Wenige Schritte von ihr lag eine Sterbende, ein unglückliches Wesen, das vielfach geirrt haben mochte, aber gewiß auch schwer gebüßt hatte. Von mitleidiger Theilnahme, von tiefer Rührung durchdrungen, von einer geheimnißvollen Neigung zu der Bedauernswürdigen ergriffen, knieete das Mädchen im Winkel der Hütte nieder und betete für die Scheidende.

Diese hatte indessen flüsternd und in abgebrochenen Sätzen, wie es ihre sinkende Kraft erlaubte, ihr Inneres erleichtert. Nichts blieb dem Beichtiger verborgen, als ihr Name, der, wie sie sagte, nicht zur Schmach ihres alten Geschlechtes aus seiner Vergessenheit erstehen solle, als die Namen derjenigen, die bedeutungsvoll in ihr Leben getreten waren oder deren Glück durch ihre Verirrungen gestört worden. Der Mönch drang nicht in sie, durch ein solches Geständniß

ihre Beichte zu vervollständigen. Wer kannte besser, als er, die Verhältnisse ihrer Jugend, die Leidenschaften, welche diese stürmisch verheert? Ach, und in den Entdeckungen, die er vernehmen mußte, lag auch für ihn so mancher schmerzliche Vorwurf, so manche anklagende Wahrheit, die er anerkennen mußte, die ihm jetzt Vieles in einem milden Lichte erscheinen ließ!

Er ergriff die Hand der Sterbenden, er fühlte, daß sie erkaltete. Da neigte er sich ganz zu ihr hinab, da sprach er in seinem natürlichen, sanften Tone zu ihr:

„Dir ist verziehen, Richardis von Falkenstein. Die Sünde ist von dir genommen: im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau spreche ich dich frei."

Diese Stimme schien die Sterbende noch einmal von der Pforte des Grabes zurückzurufen. Sie öffnete die Augen, sie erhob sich mühesam mit dem Oberleibe, sie sah den Mönch mit brechendem Auge an und sagte mit erlöschender Stimme:

„Meinrad — du bringst mir die Versöhnung mit Gott?“

„Ich bin sein geweihter Priester,“ erwiederte der büßende Mönch; „gehe heim in Frieden, Richardis!“

„Meinrad,“ hob wieder zurücksinkend und kaum vernehmlich noch einmal die Sterbende an, „noch Eins, auf daß ich ruhig scheide! Wo ist meine — wo ist unsre Tochter?“

Der Mönch kämpfte einen kurzen Kampf. Dann deutete er auf Reginen und sagte ebenso mild, wie früher:

„Du hast sie in den letzten Tagen deines Lebens um dich gehabt, du warst vielleicht ihr Schutzengel: dort kniet sie nieder und betet für das Heil deiner Seele.“

Da fuhr Joffriede empor, da breitete sie beide Arme nach dem Kinde, dessen Nähe sie ahnungsvoll berührt hatte, hin; da leuchteten ihre Augen, wie von Himmelsglanz umwebt, da bebten ihre Lippen, da wollte sie sprechen — aber der Todesengel nahm den Ruf nach der Tochter von den bleichen Lippen, er verlöschte den Him-

melsglanz der Augen, er streckte die müden Glieder der Erkaltenden auf das Lager, von dem kein Sturm der Erde, kein schmerzliches Erwachen wieder in's Leben ruft, nieder.

Schweigend drückte der Mönch die Augen zu, die ihm einst Liebe gestrahlt, deren süßen Versuchungen er nicht hatte widerstehn können. Es war noch ein bittrer Kelch, den ihm das Leben bot. Er lag knieend vor der Todten, er sah in das bleiche, aber nun ruhig gewordene Antlitz, aus dessen Zügen noch immer die Spuren jener Schönheit, die sein Herz mit unseliger Leidenschaft erfüllt, nicht verschwunden waren — die Tage eines schmeichelnden Wahnes, eines frevelhaften Glücks stiegen in hundert wechselvollen Bildern vor seiner Erinnerung auf. Aber die Wirklichkeit, die Gegenwart sprach zu vernehmlich, um nicht das Gedächtniß jener Zeit zu verdrängen. Da ruhete die Mutter in den unauflöslichen Banden des Todesschlummers, dort knieete die Tochter und betete für die Todte, und die Mutter hatte erst im letzten Odemzuge die lang entbehrte Mutterfreude wieder empfunden und die Tochter wußte

nicht, daß diejenige, für die ihr Gebet zum Himmel stieg, ihre Mutter war. Alles was vom Himmel zu liebevoller Vereinigung bestimmt gewesen, hatte die Sünde von einander geschieden und die Buße hatte das Werk der Sünde fortgesetzt, und der Vater stand auch fremd der Tochter gegenüber, mit dem Herzen voll Liebe, das sie nicht erkennen durfte. Es war ein Augenblick der schwersten Buße für den lange Büßenden.

Da wurde die Thüre der Hütte hastig geöffnet, mit verstörtem Angesichte trat der Köhler herein, schlug, als er bemerkte, daß der Tod hier seine Erndte gehalten, ein Kreuz über die Leiche und raunte dem Mönche zu:

„Es ist nicht geheuer draußen, ehrwürdiger Herr! Der Wahnsinnige wandert nicht mehr am Raine auf und nieder. Er ist nirgends zu erblicken. Ich vernahm ein seltsames Geräusch, wie von Ringenden, dann ein tiefes Stöhnen, dem drei seltsam lautende Schläge folgten, dann Rauschen im Gebüsch — und nun ward Alles still, so still, als ob auch draußen der Tod auf-

geräumt hätte, wie hier. Bei Sanct Niklas! Die Nacht ist keines Menschen Freund. Kommt mit mir, laßt uns sehen, was vorgegangen ist! Wo solche schwarze Gestalten spuken, wie die, welche uns begegneten, da prophezeihe ich mir nichts Gutes."

Unwillkührlich, tief in seinen Gedanken versunken, folgte der graue Büßende dem Waldbewohner. Düstre Wolken hatten indessen den Himmel bedeckt, undurchdringliche Finsterniß lag auf der Waldung. Der Köhler riß einen Kienbrand aus dem Meiler vor seiner Hütte und leuchtete dem Mönch nach jener Gegend, wo Galeazzo früher gewandelt, vor. Alles war still, der Italiener nirgends zu sehn. Da stieß der Köhler plötzlich mit dem Kopf an einen niederreichenden Gegenstand. Er prallte zurück, er hob die Kienfackel in die Höhe, um dieses seltsame Hinderniß zu erkennen — entsetzlicher Anblick! da hing Galeazzo am Aste einer Eiche, eine Pergamentrolle unter den Arm geklemmt, in dem Stamme zu seinen Füßen waren die bedeutungsvollen drei Spähne ausgehauen.

„Den haben die Heimlichen gerichtet!" stammelte, scheu um sich blickend, der Waldbewohner. „Drei Tage und drei Nächte wird er hängen, dann kehren sie wieder, ihn zu begraben. Kommt mit! Laßt uns in die Hütte zurückkehren. Es ist nicht gut, sich in die Händel der Wissenden zu mischen. Ich begleite Euch morgen frühe in die Ebene hinab. Dort will ich bei einem Vetter weilen, bis die heimliche Vehm ihr Werk vollendet und den Gerichteten an einem Kreuzwege eingescharrt hat."

So groß war der Eindruck, den in jener Zeit die fast unumschränkte Macht dieses in geheimnißvollem Dunkel waltenden Gerichtes auf jedes Gemüth übte, daß selbst der sonst unerschrockene Mönch von der Ingelheimer Au nicht wagte, dem Gerichteten näher zu treten oder den Aufenthalt bei seiner Leiche zu verlängern. Er warf noch einen Blick auf das verzerrte Angesicht des Unglücklichen, dessen Verbrechen vielleicht mehr geistige Verirrungen, als Werke absichtlicher Bosheit gewesen, dessen Tod durch ein seltsames Verhängniß mit dem Heimgange der-

jenigen in eine Stunde verflochten war, die auf demselben blutigen Pfade, wie er, gewandelt und geirrt, aber, durch die ahnungsvolle Nähe ihres Kindes wunderbar getroffen, sich vor ihrem Tode dem wahren Geiste der Liebe und Versöhnung zugewandt hatte.

Wie die Büßerin es in der Beichte verlangt, so wurde sie im Laufe der Nacht von den beiden Männern still an der Umzäunung der Hütte begraben. Regina stand an der Gruft. In die fallenden Erdschollen mischten sich ihre Thränen, die sie, ohne es zu wissen, um eine Mutter weinte. Der Tod Galeazzo's und die Art desselben wurden ihr verschwiegen. Man sagte ihr, der Geißlermeister sey wahrscheinlich, durch irgend einen Wahn verleitet, tiefer in den Wald gedrungen und irre dort umher, ohne den Rückweg finden zu können. Damit der entsetzliche Anblick seiner Leiche sie nicht erschrecke und eines Andern belehre, trat man schon im ersten Dämmergrauen des Tages die Reise in die Ebene an. Regina mußte das erkaufte Pferd, das sie der Sorgfalt Joffrieden's verdankte, besteigen,

der graue Mönch leitete es, während der Köhler, rasch voranschreitend, den Weg zeigte. So gelangten sie bei'm Aufgange der Sonne auf einen Vorsprung des Gebirgs, wo sich ihnen eine ausgebreitete Aussicht nach der Ebene des Mains und Rheins, nach fernen Bergen, die nach und nach wie blaue Riesenhäupter aus dem Morgennebel emporstiegen, bot. Regina erkannte den Wohnort ihrer Pflegeeltern, sie hob die Arme nach dieser Gegend, sie nannte entzückt den Namen der geliebten Stadt. Die Blicke des grauen Büßenden ruheten mit wehemüthigem Ausdruck auf ihr, eine Thräne trübte ihren Glanz. Er hatte, seit dem Gebete, das er am Grabe Joffrieden's gesprochen, noch nicht das herrschende Schweigen unterbrochen, er antwortete auch jetzt auf alle Fragen des Mädchens nur mit einem ernsten Kopfschütteln, mit einer verneinenden Gebehrde der Hand. Regina gewöhnte sich nun an dieses Schweigen, das sie für einen Theil seiner Gelübde hielt, und wandte sich an den Köhler, der ihr gern jede erwünschte Auskunft gab. Wie fühlte sie sich beruhigt, wie von schö-

ner Hoffnung belebt, als sie vernahm, daß sie selbst ohne bedeutende Anstrengung bis zum Mittage bei denjenigen, die ihrer gewiß mit Angst und Liebe gedachten, seyn könne! Die Freude der mütterlichen Freundin, Salentin's Entzücken, des alten Herrn wohlwollendes Entgegenkommen — Alles stand schon so beglückend vor ihrer Seele, daß sie in einen frohen Ausruf über dieses nahe Wiedersehn ausbrach. Schweigend ergriff der Mönch wieder den Zügel des Pferdes und lenkte es mit einem tiefen Seufzer den Bergpfad nach der Ebene hinab. Als sie den Fuß des Gebirges erreichten, trennte sich der gastfreie Waldbewohner von ihnen. Regina's Dank begleitete ihn. Er war ihr als ein guter Geist ihres Lebens erschienen, dessen treuer Redlichkeit die sterbende Joffriede den Trost der Religion und sie selbst den Beistand eines Freundes verdankte, der, so räthselhaft und geheimnißvoll sein ganzes Wesen auch war, sich doch als einen wohlwollenden, starken Beschützer bewährt hatte.

Schweigend durchzogen sie die weite Ebene, deren Wohnstätten größtentheils von der Pest

verödet lagen. Die Sonne hatte bald ihre Mittagshöhe erreicht, als sie, etwa noch eine Stunde von dem Ziele ihrer Reise entfernt, am schattigen Saume eines Wäldchens rasteten. Ein Quell sprudelte hier aus kühlem Grunde auf. Der Mönch schöpfte in ein hölzernes Gefäß, das er bei sich führte, Wasser und brachte es Reginen. Sie führte es mit zitternder Hand zum Munde; sie hätte so gern von Salentin, von jenen Eröffnungen, die er auf der Ingelheimer Au erhalten, von ihrer Überzeugung, der Meister Lukas und ihr Begleiter seyen eine und dieselbe Person, gesprochen; allein das strenge Schweigen, welches der graue Büßende beobachtete, machte sie ängstlich und schüchtern.

Nach einem kurzen Aufenthalte zogen sie weiter. Sie gelangten bald an das Ufer eines Flüßchens, das an dieser Stelle zu reißend schien, um den Durchgang zu gestatten. Nirgends zeigte sich eine Brücke oder nur ein hölzerner Steeg. Da vernahmen sie von einer tiefer liegenden Stelle des Ufer's eine Stimme, die sie bedeutete, herabzukommen, und die ganz gefahrlose Furth,

die hier hinüber führe, zu benutzen. Es war ein kleiner, wohlbeleibter Bettelmönch, der bereits mit aufgeschürzter Kutte durch das Flüßchen watete, aus dessen Munde diese Ermahnung kam. Er harrte der Wandrer am jenseitigen Ufer, und als hier Regina erschien, bot er ihr frohlachend die Hand, schüttelte und drückte sie und rief aus:

„Sey mir gegrüßt, Mägdlein aus dem Hause eines edlen Patriciergeschlechtes! Aber welches wunderliche Schicksal führt dich hinaus in diese wüste, wilde Welt, die der Drache in der Gestalt der Pest, welche die Teufel in der Gestalt der Geißler durchziehn? Bei meinem heiligen Schutzpatron, eher hätte ich in dieser tollen Zeit dem schlimmsten Diebe auf freiem Felde zu begegnen vermuthet, als dir! Ist Junker Salentin etwa verloren gegangen und hilft ihn dir der fromme Pater suchen?“ fügte er mit einem plumpen Scherze, einen bedeutungsvollen Blick auf Reginen's Begleiter werfend, hinzu. „Dabei kann auch Bruder Clarus helfen, er kennt ja seinen Salentinum von Jugend auf und meint's herzlich gut mit Euch Beiden.“

Regina erröthete, aber sie war dem wohlwollenden Pater Clarus immer geneigt gewesen und konnte ihm nicht grollen. In wenigen Worten theilte sie ihm das Ereigniß, welches sie aus dem Hause der Pflegeeltern entfernt, und die glückliche Wendung, welche ihr Schicksal durch den Beistand des grauen Büßenden genommen, mit. Während Pater Clarus seinen zornigen Eifer gegen die Geißler und Galeazzo in's Besondre in heftigen Verwünschungen ergoß, betrachtete ihn Regina's Begleiter mit großer Aufmerksamkeit. Endlich schien er einen Entschluß, über den er bisher nachgesonnen, gefaßt zu haben. Er führte den Barfüßer zur Seite und sprach dort lange und angelegentlich mit ihm. Pater Clarus kehrte zu Reginen zurück, der graue Mönch blieb mit untergeschlagenen Armen in einiger Entfernung stehn.

„Dein bisheriger Begleiter läßt dich grüßen und nimmt Abschied von dir," sagte der Bettelmönch, indem er den Zügel des Pferdes, auf dem Regina saß, um seinen Arm schlang. „Seine Gelübde erlauben ihm nicht, ferner einen

Weg mit dir zu wandeln. Ich werde dich in's Haus deiner Pflegeeltern zurückbringen. Komm, Mägdlein! Heut' harret meiner bei dem alten Herrn vom Rhein ein so freudiger Willkomm, wie er mir lange nicht geworden, und gewiß auch ein reicher Segen für meinen Terminirsack!"

Regina sah sich, während ihr Pferd sie schon weiter trug, bestürzt nach dem grauen Büßenden um. Er erhob die Arme gegen sie, er winkte ihr einen Gruß zu, er breitete beide Hände wie segnend nach ihr hin und eilte dann, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen, nach einer entgegengesetzten Richtung fort. Die Blicke des Mädchens verfolgten ihn, so lange sie ihn erreichen konnten, und, als er endlich hinter einer Waldecke verschwand, blieb in ihrer Seele ein wehemüthiges Gefühl, eine Trauer, wie um den Verlust eines Freundes, der ihrem Herzen sehr nahe gestanden, zurück.

Diese tiefe Rührung verließ sie erst, als sie sich in den Mauern der lieben Heimath befand, als hundert wohlbekannte Gegenstände sie freudig zu begrüßen und willkommen zu heißen schienen.

Der Anblick der großen Brandstätte, die Begegnung so manches Unglücklichen, der hier sein Elend zur Schau trug, mischten bittre Empfindungen in dieses heitre Gefühl. Als sie aber das Haus der Pflegeeltern unversehrt erkannte, als sie mit stürmisch klopfendem Herzen näher kam, als sie Frau Gisela mit Imagina im Fenster liegend, Salentin, an der Hand des alten Herrn aus der Hausthüre tretend, erblickte: da versanken alle traurige Bilder in Vergessenheit, da bemächtigte sich die reinste Freude, die schöne Hoffnung bald beglückter Liebe ihres jugendlichen Gemüthes. Ein Schrei allgemeiner Überraschung sagte ihr, daß man sie wahrgenommen habe. Im nächsten Augenblicke befand sie sich in den Armen derjenigen, die sie schmerzlich betrauert hatten, die ihre Wiederkehr auf den Gipfel des Entzückens versetzte.

Der Wind spielte schon mit gelben Blättern, herbstliche Nebel brachte der Morgen und der Abend, als eines Nachmittags vom rechten Rheinufer ein Kahn, der, außer den Schiffern, eine

kleine Gesellschaft von vier Personen enthielt, nach der Ingelheimer Au abstieß. In jenen vier Personen erkennen wir den alten Herrn vom Rhein, seinen Sohn Salentin, dessen nun verlobte Braut Regina und den wunderlichen Felician, der jetzt, nach so vielen Irrfahrten und Abentheuern, sich ein Plätzchen der Ruhe im Hause seines wiedergefundenen alten Gönners gesichert. Die Reisenden stiegen schweigend an's Land. Ein Wink des alten Herrn beschied die Schiffer zurückzubleiben. Eine trübe Spannung schien sich aller bemächtigt zu haben. Während Salentin voranschritt und seine Begleiter in das Innere der Insel führte, unterbrach Niemand die Stille, die drückend auf der kleinen Gesellschaft lag. Felician lächelte oft wunderlich vor sich hin; aber aus diesem Lächeln sprach eine tiefe Rührung, eine Weichheit, die bei einem andern in Thränen zerflossen wäre. So langten sie bei der Hütte des Meister Lukas an. Sie war leer, ringsum herrschte Stille. Das Grün, das einst das Innere der Hütte geschmückt hatte, zeigte sich welk; die Vögel, deren

Gesang das Leben des Vereinsamten erheitert, waren fort, nirgends ließen sich jene zahme Hausthiere sehn, von denen es einst auf dem Wiesengrunde der Insel gewimmelt. Da schlug mit schwacher Stimme hinter der Hütte ein Hund an.

„Probus!“ rief mit bewegter Stimme Salentin und eilte nach der Stelle, wo er den Hund vermuthen durfte. Die Übrigen folgten ihm. Hinter der Hütte fanden sie denjenigen, den sie suchten. Hier lag auf einer Rasenbank ausgestreckt der graue Büßende, oder vielmehr seine sterbliche Hülle. Die Seele hatte sich in ein freudigeres Leben aufgeschwungen. Zu seinen Füßen sahen sie ein offnes Grab, das er sich wahrscheinlich selbst gegraben. Sein Haupt war frei, die Kapuze zurückgeschlagen, die Larve, die der Welt den Anblick seiner entsetzlichen Krankheit verbergen sollen, lag neben ihm am Boden. Aber dieses bleiche, noch immer schöne und edle Antlitz zeigte keine Spur des verabscheuten Übels, dessen Fluch der arme Meister Lukas getragen, ohne in der Wahrheit von ihm heimgesucht worden zu seyn. Das war die schreckliche Buße, die

er sich selbst auferlegt, daß er vor der Welt ein Elender, Verabscheuungswürdiger scheinen wollte, ohne es zu seyn, daß er eine Kluft zwischen sich und die Menschheit legte, die Niemand zu überschreiten wagte, daß er bei einem Herzen voll Liebe zu den Menschen, weil er einmal an den heiligsten Empfindungen der Menschheit gesündigt, jeder Gemeinschaft mit ihnen entsagte.

Bald wußte nun Regina, wie nahe ihr der Todte gestanden. Sie hatte ihren Retter in ihm verehrt, jetzt beweinte sie den Vater. Während Salentin und Felician, der nun erkannte, wie es gekommen, daß er bei jener Beichte auf dem jüdischen Begräbnißplatze durch den Beichtiger so lebhaft an seinen alten, theuern Herrn erinnert worden sey, sich bereiteten, dem Todten den letzten Liebesdienst zu erweisen, führte der Herr vom Rheine die Braut seines Sohnes in das Innere der Hütte und entdeckte ihr Alles, was nicht, nach dem Willen des geschiedenen Freundes, verschwiegen bleiben sollte. Aber Regina ahnte doch, daß jene seltsame Neigung zu Joffrieden, daß die räthselhafte Zärtlich-

keit der unglücklichen Frau tiefer in ihr Leben eingriffen, als Herr Hanns vom Rhein, obgleich auf ihre Frage sich verwirrend, gestehn mochte.

Indessen hatten die Männer draußen ihr trauriges Werk vollbracht. Als sie den Hügel, der den Büßenden deckte, gerundet, legte sich der alte Hund, der bisher ruhig ihrer Arbeit zugesehn, darauf, verschloß die Augen und war durch nichts zu bewegen, seinen Platz zu verlassen. Sie versammelten sich zu einem andächtigen Gebet um das Grab. Die Tochter sprach es von frommer Begeistrung ergriffen. Dann bat sie, man möge sie einige Augenblicke auf der Ruhestätte des Vaters allein lassen. Was die Liebe einem kindlichen Herzen einflößt, was aus einem schuldlosen Gemüthe mächtig zum Himmel dringt, das sandte sie jetzt in einsamer, ungestörter Andacht für den Vater und auch für die Mutter zu Gott empor. Heiter und gefaßt erschien sie wieder bei den Ihrigen. Der Abend dämmerte, die Zeit der Abfahrt war gekommen. Als nun Felician, auf des alten Herrn Geheiß, den Hund vom

Grabe seines Herrn gewaltsam fortreißen wollte, damit er nicht hier ohne Nahrung verschmachte, da fand er, daß auch der alte Probus den Zoll der Natur gezahlt, daß er, treu bis in den Tod, seinen Gebieter nur eine kurze Frist überlebt. Felician scharrte ihn zu den Füßen seines Herrn ein, wo er so oft geruht, wo er so oft seine liebevolle Anhänglichkeit kund gegeben. Dann kehrten Diejenigen, die ängstlich und besorgt gekommen, trauernd in die Heimath zurück. —

Nach dem Verlaufe der Trauerzeit wurden Salentin und Regina ein glückliches Gattenpaar. Die Erinnerungen an Regina's Eltern verloren nach und nach im Vollgenusse eines schönen Familienglücks ihre trübe Bedeutung. Man gedachte selten ihrer irdischen Leiden und Verirrungen, man sprach lieber von ihnen als beglückten Seligen, die Gottes Liebe gütig aufgenommen und die nun freudig auf das Glück ihrer Kinder herniederblickten.

Eitel Glockenklang, die schöne Sängerin, gefiel sich recht wohl in der Würde und

dem Ansehn einer Limburger Stadtschreibersfrau. Als sie in alle Geheimnisse ihres Gatten eingeweiht war, grollte sie auch diesem nicht mehr, wenn er sie manchmal in der Nacht, auf ein dreimaliges Klopfen an der Hausthüre, plötzlich verließ; es dünkte sie sogar rühmlich, die Ehehälfte eines Freischöffen und Beisitzers des gefürchteten heimlichen Gerichtes zu seyn. Was sie von Muskablüt und der Wittwe des Frankfurter Stadtkochs Heinz vorhergesagt, traf ein. Noch einige Tage früher, als Salentin und Regina, standen beide vor dem Altare der Sanct Bartholomäus Kirche, um ihren Bund durch den Segen des Priesters heiligen zu lassen. Wenn nun auch Muskablüt durch seine Verbindung mit Frau Ursula das Amt ihres seligen Mannes nicht erben konnte, da er sich immer mehr mit dem Genusse von Leckerbissen, als ihrer Zubereitung abgegeben, so wurde er doch durch sie Bürger der alten freien Reichsstadt. Er fing an großen Aufwand zu machen und erbauete ein stattliches Haus auf dem Roßbühl, so daß wir wohl vermuthen dürfen, er

habe sich für die durch Cheyle ihm bereitete Todesangst mit dem reichen Inhalte der Truhe, die ihm zum Sarg werden sollte, entschädigt.

Die wenigen Juden, die von dem Brande und der Metzelei der Geißler übrig geblieben, verkaufte noch in demselben Jahre Kaiser Carl der Vierte, „mit Haus und Hof, eignem und ererbtem Gute, in und außerhalb der Ringmauern, wie das Namen haben mag," um fünfzehntausend zweihundert Pfund Heller an einen edlen Rath. Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, das schlagender spricht, als Alles, was wir von ihren Mißbräuchen, von ihren Vorurtheilen und Verirrungen berichteten!

7/05
BUCH-KUNST-GRAFIK
F

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Döring, Georg, 1789-1833

Die Geiselfahrt eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert

Bd.: 3.

Frankfurt am Main (1833)

P.o.germ. 278 hb-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107374-2